



GEBOREN 1920

Ein Zeitbild

# LICHT UND SCHATTEN



**N**ie wird es gelingen  
über den Schatten zu springen.  
Selbst der Sonne Schein  
holt ihn nicht ein.



# ZIT

Zit  
gaut mit  
a Leobo lang  
bem schaffo macho  
brioggo lacho  
vorlüro g'weonno  
rösto seonno.  
Schritt für Schritt  
tuot's mit  
im innigo Vorlango  
bem beoto hoffo bango.  
I dor Not,  
louft's nüd gnot.  
winn as Bessor's git  
niot's Riesoschritt.  
Nüd oan Ruck  
gaut's z'ruck.  
Sie laut se nüd hebo  
bis zum Stebo.  
Moas ma gau.  
din bleibt's stau.

# GESCHICHTE WIRD ZUM ERLEBNIS

Ich hatte den Vorzug, Auszüge aus diesem Buch bereits im Manuskript lesen zu dürfen. Es ist ein Vergnügen, diese Geschichten zu lesen, und noch mehr als ein Vergnügen.

Es sind Geschichten, die das Leben schrieb. Und Werner Bischof hat die Gabe, diese Geschichten lebendig zu erzählen. Ehrlich und unverkrampft, lehrreich, aber nicht belehrend, in einer klaren Sprache, spannend und mit jenem unverletzbaren Humor, den sich seine Generation bewahrt hat, obwohl ihr weiss Gott nicht immer zum Lachen war.

Es sind nachdenkliche Geschichten dabei von Krieg, Hunger und Not, heimelige Geschichten aus dem alten Bregenzerwald, ermutigende Geschichten vom Neuanfang. Kurz, es sind die Geschichten einer Generation, die in der Bescheidenheit aufgewachsen ist, der die Jugend vielfach geraubt wurde, die unsere Heimat mit Gottvertrauen wiederaufgebaut hat, unentwegt zu einem blühenden Land in Frieden und Freiheit.

Diese alltäglichen Geschichten fügen sich ein in den Strom der Geschichte, machen Geschichte greifbar. Geschichte wird zum Erlebnis. Dafür möchte ich Werner Bischof danken.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Martin Purtscher', with a stylized flourish above the name.

Martin Purtscher  
Landeshauptmann

## GEBOREN 1920 – EIN ZEITBILD

**U**nter diesem Titel beschreibt Werner Bischof in seinem neuen Buch Freud und Leid, Krieg und Frieden dieses Jahrhunderts.

Der 340 Seiten starke, in Leinen gebundene Buchband, mit vielen Dokumentarfotos und Farbbildern, beinhaltet das wechselvolle Leben und die gravierenden Strukturänderungen dieser Zeit. Wandel und Neuordnungen werden anschaulich dargestellt, seien diese nun technischer, politischer oder gesellschaftlicher Natur. Hand in Hand mit seinen Mitmenschen erlebt, erzählt er von den Höhen und Tiefen der 'goldenen' Zwanziger- und schlimmen Dreissigerjahre, als Vorfeld bösen Geschehens. Über den Krieg und die Nachkriegszeit berichtet er genauso, wie über die Wohlstandsjahre, die heute schon wieder gefährdet erscheinen.

Wahre Kameradschaft im tragischen Kriegsgeschehen nehmen in diesem Buch einen bedeutenden Teil ein:

Der Krieg der Väter und Urgrossväter: 'Passubio', 'Bezauer Standschützen zogen in den Krieg' und 'Ein Bizauer im Heere Napoleons'. 'Der letzte Friedenssommer' (Im Arbeitsdienst).

Krieg: Eigene Erlebnisse, auch in Form von Kurzgeschichten. Kameraden erzählen:

Kriegstagebuch von Alfons Fischer, Wolfurt (später Dipl.Ing., Hofrat und Leiter der Lawinenverbauung des Landes Vorarlberg):

Einmalige Dokumentation in Kurzform über Ereignisse an verschiedenen Fronten, den ganzen Krieg hindurch und Berichte über die Leiden der Gefangenschaft.

Kriegstagebuch eines Gefallenen: Erschütternde Aufzeichnungen des blutjungen Gebirgsjägers, Bartle Meusburger, Bezau, MG-Schütze in der zweiten GD im hohen Norden bis einige Tage vor seinem Tode. Gefallen nach nur einem Monat Fronteinsatz im blühenden Alter von 20 Jahren.

'Stalingrad vor 50 Jahren – ich war dabei'. Von Jodok Fink.

Über Stalingrad wurde viel gesprochen, geschrieben, gelesen und geweint. Mit diesen Worten leitet Med. Rat Dr. Jodok Fink, damals Truppenarzt in Stalingrad, seinen Bericht ein. Jeder der ihn gelesen hat,

empfindet impulsiv, endlich einmal, die volle ungeschminkte 'Wahrheit' über dieses furchtbare Geschehen. Erinnerungen werden wach. Einfach so, wie es war, steht es in diesem Buch geschrieben. Vielleicht kann es den Jungen helfen, das Leben ihrer Vorfahren besser zu verstehen.

Der Schlussteil des Buches ist der Heimat gewidmet. In schweren Stunden in der Fremde sehnt sich der geplagte Mensch nach der Geborgenheit zu Hause im Kreise der Familie. Für viele Bedrängte dieses Jahrhunderts gab es keine Heimkehr. Doch die gemeinsame Liebe zur Heimat verbindet uns für immer.

Ehre und Lob kommen aber auch zum Ausdruck für all die fleissigen, gottergebenen Menschen, die in bitteren Vor-, Zwischen-, Kriegs- und Nachkriegsjahren ohne jede Hilfe, unter unsagbaren Opfern, ihre Pflicht erfüllt und grosse Familien aufgezogen haben. Das Fundament für unseren heutigen Wohlstand haben sie errichtet. Ein 'Vergeltsgott' dafür steht auch in diesem Buch geschrieben.

# INHALTSVERZEICHNIS

**F**reud und Leid, Krieg und Frieden des 20. Jahrhunderts miterlebt:

Licht und Schatten .....	V.
Gedicht: Zit .....	VII.

<b>KINDHEIT</b> .....	5
Die 'goldenen' Zwanzigerjahre .....	6
Gedicht: Siebo Buobo .....	9
Die Nachbarn, das Dorf und Vorsässleben .....	11
Gedicht: A'Lusbuob .....	14
Schönenbach .....	15
Gedicht: Voaschasszit .....	17
Die Reise nach Bregenz .....	18
Erlebnis Handwerk in vergangenen Tagen .....	24
Das Bittgebet .....	29

<b>DIE SCHULZEIT</b> .....	35
Auf einmal ist es soweit .....	36
Das Fahrrad .....	42
In der Mehrerau .....	45

<b>DIE LEBENSARBEIT DES VATERS</b> .....	49
Über 200 Jahre Stickerei im Bregenzerwald .....	50
Gedicht: D'Stickarie .....	57

<b>FROH BEI DER ARBEIT</b> .....	59
Das Lebenswerk Kiefer's Leo .....	60

<b>DIE SCHLIMMEN DREISSIGERJAHRE</b> .....	65
Vorboten bösen Geschehens .....	66
Der letzte Friedenssommer .....	71

<b>DER KRIEG</b> .....	75
Kriegstagebuch von Alfons Fischer .....	79
Kriegstagebuch des Gefallenen Bartle Meusburger .....	120
Stalingrad vor 50 Jahren: 'Ich war dabei' – Jodok Fink .....	136



Gedicht: Ich hatt' einen Kameraden .....	144
Hart gekochte Ostereier .....	145
In der Entlausungsstation .....	149
Von der Hauptkampflinie zum Hauptverbandsplatz .....	152
Der Weg durch die Lazarette .....	156
Friedliche Reise nach Nordfrankreich auf verwehten Kriegspfadern .....	161
<b>DER KRIEG DER VÄTER</b> .....	167
Pasubio .....	168
Bezauer Standschützen zogen in den Krieg .....	171
Ein Bizauer im Heere Napoleons .....	178
<b>DER FRIEDEN</b> .....	183
Der Übergang zum kalten Krieg .....	184
's Rüthingar Kiochle .....	185
Unser Hochzeitstag, der 6. August .....	188
Tägliches Nachkriegsbrot .....	193



GEBOREN 1920  
Ein Zeitbild

Werner Bischof

# Ein Zeitbild

Impressum:

Herausgeber und Verleger: Werner Bischof, Bizau

Druck: wenin OHG, 6850 Dornbirn, Schmalenegg 9

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

# KINDHEIT

# DIE «GOLDENEN» ZWANZIGER JAHRE

In den Anfang dieser nur dem Scheine nach so goldenen Zwanzigerjahre bin ich am 13. Juni 1920, zum Glück war es ein Sonntag, gesund und munter hineingeboren.

Es war kein pures Gold, welches diese Zwanzigerjahre umhüllte, sondern, wie sich bald herausstellte, nur eine hauchdünne Schicht von verlockend glänzendem Goldersatz mit schlechtem Haftvermögen. In der Weltwirtschaftskrise 1929 kam dann auch schon ein schäbiger Kern aus billigstem, rostanfälligem Eisen zum Vorschein, welcher der ganzen Welt zu schaffen machte.

Aus meinen Kindheitserinnerungen fühle ich heute noch, dass es mir im Schosse einer Zehnkinderfamilie trotzdem recht gut gegangen ist und behütet von umsichtigen Eltern die Welt in Ordnung war. In einer solchen Atmosphäre denkt man nie daran, dass eigentlich das ganze spätere Leben ein grosses Risiko ist.

So trafen auch mich die Härten des Lebens unverhofft früh und haben auch im späteren Dasein noch einige Male kräftig zugeschlagen. Als unternehmungslustiger Zwilling nutzte ich mein erst vor kurzem erworbenes Gehvermögen mit einem Rundgang über einen Haufen Abbruch-Holzschindeln, die sich von der Neubedeckung meines Vaterhauses angesammelt hatten. Promptest drang dann auch einer der vielen rostigen Nägel tief in meine Fusssohle ein und führte zu einer lebensbedrohenden Blutvergiftung. Nur mit knapper Not retteten mir die Ärzte im Stadtspital Bregenz, welches damals noch mit dem Bähnle angefahren werden musste, das Leben. Das grösste Erlebnis in vergangenen Kindheitstagen war das 'Läuten' beim Mesner Hannes in der uns ganz nahe gelegenen Bezauer Kirche. So kam es, dass mein 12 Jahre älterer Bruder Bartle, mich in der Hand, in Windeseile über die eisenbeschlagene Steintreppe stolperte und in 'Hölzlern' auch prompt zum Sturz kam. Das Endergebnis, ich spuckte eine schöne Reihe erst erworbener Zähne im hohem Bogen hinaus in Gottes freie Natur. Doch sie sind wieder gekommen. Die zweiten und noch weitere.



Aufnahme aus den Zwanzigerjahren.  
Brauchtum und Tanz überleben auch die schwersten Zeiten.

Wie **golden** diese Jahre nun wirklich gewesen sind, konnte ich als Büblein nicht beurteilen. Ich weiss nur noch, dass damals ein Bier 50 und ein Viertel Wein 70 Groschen gekostet hat. Doch ein ganz bestimmtes Wohlstandssymbol dieser Jahre ist mir nie aus dem Kopf gegangen. Rosazart, mit weissem Speck und goldenbrauner Schwarte umrandet, sehe ich ihn heute noch auf dem Küchentisch liegen, den saftigen Prager Schinken, jede Woche direkt vom Erzeuger in mein Vaterhaus, Gasthof Engel in Bezau, angeliefert. Das Geschäft florierte. Alle einfachen Leute konnten sich um wenig Geld eine grosse Portion davon kaufen. Es lag jedoch keineswegs im Sinne des Geschäftes, auch uns Buben mit Prager Schinken zu versorgen. Doch eines Tages wollte Bruder Peter, einer von uns schlimmen Sieben, eine Wende zum Besseren einleiten. In Abwesenheit der Mutter zog er blitzschnell das scharf geschliffene Messer dem Schinken entlang. In dem Moment, als die Mutter die Küche wieder betrat, ertönte ein schmerzhafter Aufschrei. Mit blutendem Finger, in ihn hineineingeschnitten wie in den Schinken, bis tief auf den Knochen, hüpfte der Missetäter in der Küche herum. Die

Mutter erklärte uns eindringlich, dass dies der Fluch der bösen Tat war. Gesenkten Hauptes standen wir da. In die guten Vorsätze mischte sich der Entschluss, in Zukunft vorsichtiger an's Werk zu gehen.

In der Weltwirtschaftskrise 1929-1933 brach alles wieder zusammen, was sich in den 20er Jahren so hoffnungsvoll angebahnt hatte. In den meisten Welthandelsstaaten kam es zu mächtigen Preisstürzen, Bankrotten und anhaltenden Schrumpfungen der weltwirtschaftlichen Beziehungen. Auch in unserem Dorfe entwickelte sich die Lage entsprechend. Die Bauern waren stark verschuldet. Der Holzhandel immer wieder in schweren Absatzkrisen. Der Fremdenverkehr aus Deutschland durch die 1'000 Marksperrre enorm geschwächt. Das Handwerk bewegte sich im bescheidenen, örtlichen Produktionsrahmen. Es herrschte enorme Arbeitslosigkeit und akuter Geldmangel. Krankenversicherung und Altersvorsorge gab es nur in bescheidenem Ausmass.

Die Erinnerung an die glückliche Kindheit in einer Familie, die sich mit Gott und der Welt zufrieden verbunden wusste, bleibt für immer. Sie formt auch die Lebenseinstellung späterer Jahre, gibt die Besinnung, aus der Vielfalt der Angebote das Richtige herauszusuchen, um mit diesem Brauchbaren Nützliches aufzubauen.

Die gegenseitige Achtung unserer Eltern war das grosse Beispiel für uns Kinder. Sie verkörpert auch den nie erlöschenden Jungbrunnen gedeihlichen Zusammenseins. Für mich leuchtet er ein Leben lang, dieser echte goldene Stern, der die Kindheit meiner Zwanzigerjahre erstrahlen liess.

# SIEBO BUOBO

Be Michlo Ferdinando,  
ka nüd bold oanar lando.  
Gaut as um d'Stuckzahl vo Buobo,  
moass jedar gross luogo.

A so a Mannschaft beanand,  
siaht ma nüd glei im Land.

Deoro Kerle siebo Stuck,  
tuond an g'hörigo Ruck,  
am Muos und ou am Riebl.

Winn abor dio Grübl,  
Arbat hind,  
sand's foat as wio dor Wind,  
umme ums Egg für lange Zit,  
bis as wiedor eotz z'eassen git.

Abor nauche gaut as zuo,  
as hat ka Mensch ka Ruho,  
as klockot und girot,  
ma säogot und filot,  
strit und jolot lut,  
as hört ka Mensch kan tut.

Muottor stöhnt, wio ist as doch a Gfrett,  
winn i blos nüd soviel Buobo hätt.

Dor Vator ka grad no seigo,  
as ist nümma zum artreigo,  
a so a Last, das Gschro um d'Wett,  
mit deana Kerlen gnot is Bett.

Sand s'endle im Neoscht, dio Fratzo all,  
sriblot as no üborall  
und gaut no lange Zit,  
bis as Ruoh und Friedo git.

Dinn ligot s'dau, dio siebo Limml,  
wio d'Ingl im Himml,  
mit rota Bägglen und d'Ougo zuo,  
schlaufot s'i heiligar Ruoh.

D'Muottor, s'Wassor in Ougo und müslestill,  
's oafach nüd begrifo will.

Soviel Glück siebo Maul dor Reiho nau,  
wio ligot doch dio Mändle dau.

Ey, wio wär as doch a Gfrett,  
winn i dio liobo Buobo nüd hätt.



Im Kreise meiner Familie vor ca. 60 Jahren. (Bischof Werner rechts neben dem Vater).



# DIE NACHBARN, DAS DORF UND VORSÄSSELBEN

Die ersten Berührungspunkte, durch liebevolle Worte in die Wiege

hinein, kommen von der Mutter. Unsagbar gross ist dann auch ihre Freude, wenn auf einmal aus der Wiege heraus, das kleine Menschlein durch das Wörtlein ‚Mama‘ Liebe und Dankbarkeit so innig zu sagen weiss. Aber auch die Liebe zum Däta und den Geschwistern stellt sich bald ein. Wird das Kleine bald flügge und kann auf flinken Kinderbeinen die Nachbarschaft besuchen, eröffnet sich eine neue, geheimnisvolle Welt. So war es auch bei mir in unserem dörflichen Leben.

Nur ein paar Schritte von uns entfernt stand unser nächstes Nachbarhaus in dem s'Gidele, Bauer und Pferdebesitzer, mit seiner Mian, der Schwiegermutter und einem Schüppel Kinder zu Hause war. Ihr Leben spielte sich, wie es damals so üblich war, ganz einfach ab. Es blieb ja auch nichts anderes übrig, als sparsamer als sparsam zu sein, da damals bei den meisten Bauern mehr Kinder in der Stube als Kühe im Stall waren. Doch alles war mit diesem Zustand zufrieden. Dieses Leben hatte auch mit Armut nichts zu tun, sondern mit der überlieferten Sorgfalt, möglichst schuldenfrei zu bleiben.

Zur Frühlings- und Herbstzeit, auf vier Wochen, zogen sie mit Kind und Kegel, Katz und Pfanne auf dem Leiterwagen, vom kräftigen Kohle gezogen, Richtung Schönebach. Die Eltern sassen, nicht ohne Stolz, vorn auf dem Brett, und hinten über und unter der Wagenplane gab es ein reges und munteres Kinderleben.

Da war aber auch noch ein, manchmal auch 'sealbheeres' Sähle, im Bedarfsfall auch wortgewaltige Schwiegermutter, die in der Familiengeschichte auch noch etwas mitmischte. Es trocknete stets an der strahlenden Sonne, auf dem Bänkle vor dem Haus, nicht ohne Selbstbewusstsein, ihre frisch gewaschenen Haare und betrachtete mit grösstem Interesse alles was sich um sie herum bewegte.

Der Hausherr, s'Gidele, ein gebürtiger Schwarzenberger, war ein kleines pffiffiges, immer gut aufgelegtes Männle, das da bedachten Schritt-



Der Autor mit seinem jüngeren Bruderlein Hermann +

tes daherkam, mit einem beachtlichen Schub vom Röllele heruntergeschnitten, (Frosstabak) im Backen. Man sah ihm auch an, dass er immer zu einem Spässchen zu haben war. Der Familie war er ein gütiger Vater und uns Nachbarkinder schloss er voll in seine Hilfsbereitschaft ein. Kam man zur Haustüre hinein und ging ein paar Stufen tiefer geradeaus, stand man schon in der für uns Kinder so geheimnisvollen Werkstatt vom Giedele. Er verstand es, genau ausgewogen, die besten Holzpolzen, nach unseren Begriffen der ganzen Erde, herzustellen. Beim damals so beliebten 'Polzschüsso' mit einem angespannten Spagat auf einer biegsamen Rute waren die Giedelepolzen die absoluten Beherrscher des Bezauer Luftraumes.

Mian, seine Frau und gute Mutter der heranwachsenden Kinder, zeichnete sich, wie es seit eh und jeden wachsamen Wälderfrauen angeboren ist, durch eine besonders ausgeprägte Neugierde aus. Es gelang uns nicht immer, ihren gezielten Fangfragen zu entchlüpfen und plapperten in kindlicher Einfalt manchmal etwas aus, das sie wissen wollte, wir jedoch nicht unbedingt hätten sagen müssen. Doch damals hatte man für einander noch Zeit, und das ist schöner als achtlos aneinander vorbei zu gehen, wie es heutzutage vielfach so üblich ist. Es gab aber

auch eine Entschuldigung für die gute Mian. 'Wündrig ist sie nicht, sie will nur alles wissen,' so sagte man damals zu so viel Interesse.

Den laufenden Nachwuchs stellte sie im hochrädigen Kinderwagen zur Sommerzeit an die Sonnenseite des Hauses. Das rotbaggige Gögle Josef, im Protestfall, wie heute noch mit einer kräftigen Stimme ausgestattet, hatte es uns besonders angetan. War die Mutter anderswo beschäftigt, gab es, zusammen mit meinen Freunden, einen gekonnten Anschlich nach Indianer Art, der mit einem kräftigen Druck am unschuldigen 'Göglensäle' sein unrühmliches Ende fand. Dies entfesselte beim Josefle sein weit zu vernehmendes Stimmorgan zu einem mehrstimmigen Wehklagen. Dieses, samt dem Gejammer der herbeistürzenden Mutter Mian, hörten wir genüsslich in sicherer Deckung um die Hausecke:

'Ey was hat iotz ou das Büoble, sus a so a fries Gögle, as wet nüd eta marod sin, odor gâr no krank wedo.'

# A LUSBUOB

Vielmaul fällt as mor in  
i mät n'amaul a Lusar sin  
Was gischt, was hascht,  
tuo, was mor grad passt.

Vom Schaffo se drucko,  
    Beorling vorjuko,  
    Barfuoss springo,  
jolo, jutzo, lärmo, singo.

Ohne Föoto und Fraugo  
die grössto Jück waugo,  
    d'Hünta tretzo  
    d'Motla a'netzo.

Das hoh Gras vorwahlo,  
    jasso, nüd zahlo,  
    Zigaretta koufo,  
dor Musig nau loufo.

    Lüto und rätscho,  
    i d'Lacha tetscho,  
mit dor Gobi schnello,  
zeyscht lacho, din bello.

Dar Best sin bem Eosso,  
    d'Ufgab vorgeosso  
und was as sus als git,  
    in ar Buobozit.

    All das ist vorgango,  
    bleobo ist's Vorlango,  
na deona froho Stundo.  
Nio me heon i's gfundo.

# SCHÖNENBACH

Der Name sagt schon alles. Damals, als ich in den Kindertagen 14

Tage im Herbst während der Vorsäbzeit beim Nachbar Gidele war, erkannte ich die Schönheit dieses Ortes sofort. Einem quicklebendigen Wässerlein hat man seit Jahrhunderten seinen kurvenreichen Lauf durch grüne Wiesen und sumpfbraunes Hochmoor nie zu begradigen versucht. Dank einer klugen Gesetzgebung der schon ewig lang bestehenden Agrargemeinschaft kam kein Grashalm Boden in fremde Hände. Dutzende, von Sonne und Wetter vergraute Vorsäbhütten stehen noch heute, wie vor 100 Jahren, gleichgeblieben um das Bächle herum.

Genießt man beim erholsamen Aufenthalt oder nach einer Bergtour ein wohlverdientes Bier bei zünftigem Essen, trifft man neben den Einheimischen ganz sicher auch auf Alt-Schönenbacher, die es immer wieder 'heimwärts' zieht. Das Erlebnis der damals noch unberührten Vorsäbzeit bleibt unvergessen. Einige erzählen von der Romantik, die schon mit dem Aufzug in das Vorsäb begonnen hat.



Schönenbach 1928. Die Hütten sind im Baustil gleich geblieben. Der Verkehr auf neuen Wegen hat zugenommen.

In der Vorsäbzeit kam es kaum zu einer Unterbrechung. Sogar die Schulferien waren in je 4 Wochen im Frühjahr und Herbst eingeteilt. Kein Telefon störte den vorsätzlichen Frieden. Im Sennhaus wurde Milch zu Käse verarbeitet. Aber auch in den Hütten gab es aus den Rahmrührkübeln heraus diverse Spezialitäten. Natürlich war auch ich beim Fischen im nahen Bächle dabei. Gott habe ihn selig, den Jagd- und Fischeufseher, der uns damals und d'Schöonobachar Buobo auch in späteren Zeiten beim Fischen nicht erwischen konnte.

Dor Dökolar, Gebar, Dietore, Höfle und s'Feotzle, wie sie alle hiessen, wagten sich hin und wieder mit Hölzlern bedachten Schrittes in den Löwen auf ein 'Achtele'. Mehr war für die 'husliche Büro' damals nicht drin. Die Sparsamkeit zeigte sich auch an den Flickstücken in allen Farben, welche Hemd, Schopo und Hosen in einer Vielfalt sondergleichen überzogen. Wenn aber d'Schwizar Jäger nach erfolgreicher Treibjagd die Fränkli springen liessen, war im Löwen etwas los. Bei Freibier und Wein gab es vom Gidele aus der 'Mulorgel' Tanzmusik. Tone, der Wirt, schnappte bei solch sprunghafter Umsatzerhöhung nach Luft und Katharina, seine Frau, brachte das Beste aus Küche und Keller auf den Tisch.

Vieles ist heute anders geworden. Doch Schöonbach ist als Siedlung geblieben, wie es immer war.

# D' VOASCHASSZIT

Dor Schöloklang zur Vorschasszit,  
meor s'Leobo lang viel Fröüda gilt.  
Vorgango sand dio Jauhr dor Reiho nau  
abor z'Voaschass dät i glei wieder gau,  
Oamaul wieder Pfistor sin,  
dischkoriero mit dom Sinn,  
jutzoo sa lut i ka,  
schwero wieoo a Ma.  
Buttor rühhoro, Gsieglöb macho,  
lustig sin und lacho.  
I Buttorschläga Blüiomle tupfo,  
Seogen eosso, Käslöb lupfo.  
Küöhle holo uf om Graud,  
mit dor Gosl schnello, sa lut as gaut.  
Zit ist um,  
s'Voaschass abor staut no dum.  
Alls soll bliebo wio zu Vators Zit,  
no ist niks vorhit.  
As sand dio Jungo dau,  
Schaffar dor Reiho nau,  
wau wieder dungod, höüod, lupfod,  
singod, jutzod,  
dass as Schöloklang zur Voaschasszit,  
all Jauhr wieder git.

# NACH BREGENZ

Mit Poldi, der Tochter unseres Gottes und Bäsles, nur einen guten

Steinwurf vom Vaterhaus entfernt, begann die grosse Reise. Sie war dazu auserkoren, die geschäftlichen und gesellschaftlichen Verbindungen unseres Nachbar-Geschäfts und Göttehauses in Bezau mit der Landeshauptstadt zu repräsentieren. Es gehörte einfach mit dazu, dass sie jedesmal eines oder zwei von uns Kindern mitnahm. An Reiselustigen war in unserer Familie kein Mangel. Bis alle heranwachsenden zehn Kinder zum Zuge kamen, war Poldi in ihrer Funktion als Reiseleiterin durch Jahre hindurch ausgelastet.

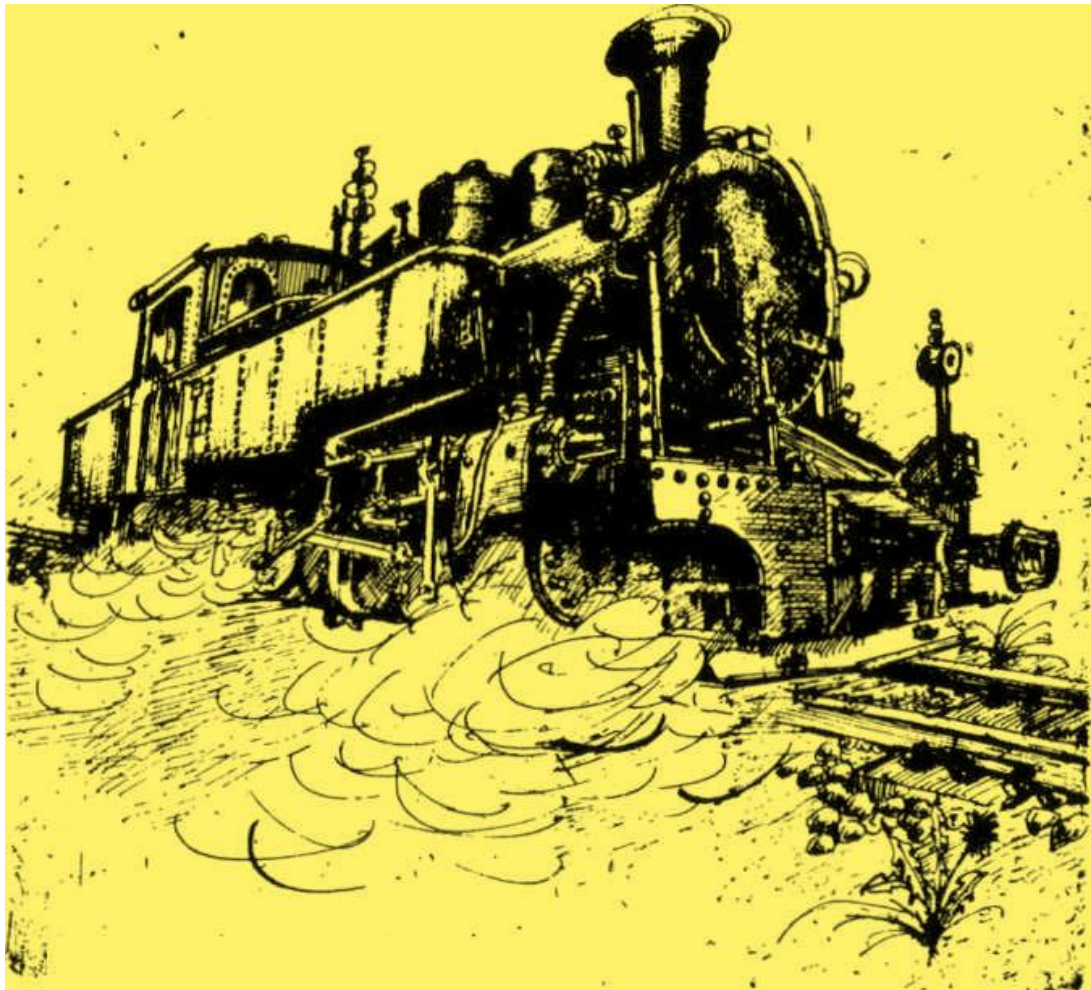
An einem schönen Sommertag wurde mir, dem Neunjährigen und meinem vier Jahre jüngeren Bruder überraschend kundgetan, dass wir unwiderruflich an der Reihe waren, morgen um 6 Uhr früh mit dem Bähnle die erste grosse Fahrt nach Bregenz antreten zu dürfen. Um die Wartezeit zu verkürzen, gingen wir schon um 5 Uhr abends ins Bett.

Die Mutter weckte uns in aller Herrgottsfrühe. Nach einem besonders gründlichen Reinemachen vom Kopf bis zu den kleinen Zehen schob sie uns in lang-kurze, bzw. kurz-lange schafwollene Sonntagshosen, überstülpte unsere frisch gestriegelten Beine mit rustikal bemusterten Strümpfen und steckte uns in nigelnagelneue Schnürschuhe (Bossen). Diese waren mit einer spiegelglatten, hochglänzenden Ledersohle versehen und einem Kranz blinkender Flachnägel umsäumt.

So ausgestattet, übernahm uns Poldi im Morgengrauen. Ihre neue Juppe rauschte festlich. Der golden schimmernde Bleotz und die silbernen Gürtelschnallen blinkten feierlich in den jungen Tag hinein. Wir trampelten und stolperten in den neuen glatten Schuhen in kurz bemessenen Schritten würdevoll hinter ihr her.

Jedoch, als wir auf dem Weg zum Bahnhof einen schrillen Pfiff der Wälderbahndampflokomotive vernahmen, war es mit unserer Ruhe aus. Wir verstanden dies in unserer Aufregung als letztes Zeichen vor der Abfahrt des Zuges und stürmten, Poldi hinter uns lassend, so schnell es nur gehen konnte, dem Bahnhof zu.





Aber es war noch nicht so weit. Die Lok hatte wohl nur einen Probepuff von sich gegeben. Sie stand gemütlich schnaufend angespannt vor einer Reihe Waggonen und gab gelassen einige Dampfstösse von sich.

Bald darauf ging es los. Der Vorstand hatte die rote Mütze aufgesetzt und gab das Abfahrtsignal. Die Lok gab Volldampf. Nach einigen Stationen Fahrt sollten wir, wie uns Poldi sagte, zum ersten Mal im Leben, einen richtigen See zu Gesicht bekommen: Den Andelsbucher Stausee. Poldi liess sich in Gespräche mit den Mitreisenden verwickeln und erzählte sich in den Stationen. Der See kam unverhofft schnell, ihr Ruf zu spät. Eine Hektik entstand. Obwohl wir stürmisch die Bank bestiegen hatten, huschte der See, kaum betrachtet, vorbei. Dieses Manöver löste eine Kettenreaktion übler Vorgänge aus. Der Eierkarton einer Mitfahrerin schob vom Gepäckträger. Er öffnete sich beim ersten Aufprall auf dem Kopf der Besitzerin und nahm seinen weiteren verhängnisvollen Weg auf die Knie eines noblen Sommerfrischlers. In hellem Anzug mit sorgfältig geglätteten Bügelfalten war er im Begriffe, seine Heimreise an zu treten. Das blendende Weiss der vornehmen Hosen verfärbte sich blitzschnell in kräftiges Dottergelb. Der Geschädigte fuchtelte mit beiden Händen und sprach ganz laut auf hochdeutsch mit Poldi. Die Eierbesitzerin sagte es auf wälderisch, wie gross der Schaden sei. Dass ein goldgelbes Eierbächlein auch noch in ihren Juppenfalten hinunterträufelte, bemerkte sie, Gott sei Dank wohl erst später. Der herbeigerufene Schaffner drohte uns mit der zwangsweisen Entfernung aus dem Zug. Unter dem Druck dieser entsetzlichen Drohung verteilte Poldi versöhnend klingende, silberne, damals ach so kostbare Schillinge unter die Geschädigten. Es wurde wieder ruhig. Alle Betroffenen wechselten das Abteil. Das Züglein wackelte weiter.

In Lingenau-Hittisau, auf der Hälfte der Fahrt, gab es programmgemäss einen längeren Aufenthalt. Die Lokomotive bekam Wasser, und vor der Bahnhofswirtschaft duftete es nach Krenwürstl. Poldi noch im Banne des überzogenen Reisebudgets, lenkte unsere Blicke linkseits der romantischen Bregenzerache zu. So wild sie auch zu rauschen vermochte, unsere Blicke hingen wie magnetisch angezogen, am dampfenden Wurstkessel.

Poldi gab nach. Fettreich und saftig spritzten die knackigen Würstchen über unsere blütenweissen Sonntagshemden. Poldi versuchte eine

Schnellreinigung mit ihrem Taschentuch, um uns einigermaßen salonfähig in die nahe Stadt zu bringen.

Im Tunnel, der jetzt bald kommt, belehrte uns Poldi, dürft ihr ja keine Fenster öffnen. Aber als es dunkel wurde, vorne bei der Lok die Funken sprühten und Rauchschwaden vorbeizogen, konnten wir nicht mehr widerstehen. Schon war das Fenster offen und unsere Köpfe ganz weit draussen. Wir genossen den beissenden Rauch in vollen Zügen. Aber noch schneller zogen wir unsere Köpfe wieder ein, als unsere Augen mit dem brennenden Russ in Berührung kamen. Schwarz wie der Heizer vorne in der Lok, sausten wir im Kreise herum. Poldi immer noch alles tapfer ertragend, wusch uns die Köpfe am Brunnen der nächsten Station.

Den Rest unserer Fahrt beschäftigten wir sie mit nicht endenden Fragen, wie lange wohl die Fahrt nach Bregenz noch dauern könnte. Auf einmal öffnete sich die Enge des Achtales, und Kennelbach tat sich vor uns auf. Mit Stolz erlebten wir nach Vorkloster das technische Wunder, wie gewandt sich unser Bähnle in die breiten Gleise der grossen Züge einzuordnen vermochte, ohne von diesen Giganten wie ein kleines, schnaufendes Würmlein zermalmt zu werden.

Ein letzter Stop rüttelte uns noch einmal durcheinander. Es war für uns das Zeichen der Ankunft in Bregenz. Poldi, nach dem bisherigen Geschehen vorsichtig geworden, nahm uns fest an den Händen und zog uns Richtung Kaiserstrasse.

Bald sassen wir in einem noblen Frisiersalon auf hohen Sesseln, deren Drehvermögen wir zum Schrecken des feinen Friseurs schwungvoll und ausgiebig erprobten. Mit schnell schnappender Schere, schräg gestelltem Kopf und ungewohnter Sorgfalt behandelte er uns wie feine Herren. Anders wie zu Hause bei Mutter, die mit zwickender Handmaschine schmerzvolle Bahnen durch unsere Mähnen zog. Mit Parfüm eingenebelt verliessen wir nicht ohne Stolz den vornehmen Salon.

Bevor uns Poldi wieder in den Griff bekam, waren wir schon unterwegs – hinter den Tauben her. So gerne hätten wir eine davon gefangen! Mein kleines Brüderlein klatschte immer wieder tollpatschig daneben. Ich versuchte es mit System. Die Verfolgungsjagd erstreckte sich um

einige Hausecken. Poldi konnte uns nur unter Mitwirkung wohlwollender Passanten wieder einfangen.

Ein Besuch beim Bregenzer Götte war unser nächstes Vorhaben. Schon beim Aufstieg über eine hohe, lange, spiegelglatt gewachste Holzstiege spürte ich enorme Rutschgefahr. Die gute Bewirtung und der herzliche Abschied liessen mich jedoch alle Vorsicht vergessen. Mit meinem Brüderchen an der Hand kam ich auch prompt beim obersten Tritt ins Rutschen. Von Stufe zu Stufe rumpelnd, neben uns die eben übernommenen Birnen, die hinterher kollerten, absolvierten wir den Leidensweg dieser endlosen Stiege. Tapfer, die Schmerzen verbeissend, zogen wir weiter: Klein Hermann humpelte mit dem linken Bein, und ich zog das Rechte hinter mir her.

Bald darauf standen wir vor dem Bodensee. Da gab es Wasser, so weit das Auge reichte. Welch ein Anblick für zwei Wälderbüblein! Da schwammen jedoch auch Schwäne; wir wollten sie nur streicheln. Schon standen wir hositief im Bodensee.

Es gab eine Trockenpause auf einem sonnigen Bänkchen. Wir vergassen die nassen Hosen, strampelten glücklich mit den wiedergenesenen Beinen und betrachteten genussvoll die vorbeiziehenden Boote und Dampfschiffe. Möwen umschwirrten uns, und die warmen Sonnenstrahlen taten uns gut.



Poldi fühlte immer wieder, ob unsere Hosen trocken waren. Auf einmal war es so weit. Sie führte uns zum Mittagessen ins Hotel Europa in Bahnhofsnähe. Erlebene Speisen wurden auf verschiedenen Tellern serviert. Alles war für uns so ungewohnt vornehm. Wir bemühten uns, uns wie feine Leute zu benehmen. Dass dabei einiges Besteck unter dem Tisch landete und saftige Flecken auf das blütenweisse Tischtuch kamen, gehörte zu dieser erlebnisreichen Reise einfach dazu. Der verbleibende Nachmittag war für Geschäftsbesuche vor-

gesehen. Schon etwas gezähmter, watschelten wir, mit Paketen beladen, artig hinter Poldi her.

Abends, als uns das Bähnle wieder nach Hause brachte, versanken wir müde und abgekämpft in schützenden Ecken unseres Waggons. Mein Brüderlein träumte selig lächelnd schon ab Kennelbach. Die müden Beinchen baumelten im Takt des ratternden Zuges. Ich hielt noch durch bis Doren-Sulzberg. Bevor auch mir die Augen zufielen, fühlte ich es ganz sicher, dass es eine so schöne Reise nur einmal im Leben geben kann.

## ERLEBNIS HANDWERK IN VERGANGENEN TAGEN

Die arbeitsmässigen Bedingungen sind innerhalb eines Menschenlebens gänzlich anders geworden. Doch die Leistung des Handwerkers zum Nutzen seiner Mitbürger ist gleich wertvoll geblieben. Durch die enormen technischen Hilfsmittel der heutigen Tage haftet an jedem Handwerksbetrieb ein Hauch von Industrialisierung.

Der Eifer und Einsatz des Handwerkers hat sich aber nicht geändert. Nur das Tempo ist schneller. Früher konnte man noch mit Ruhe und Bedacht ans Werk gehen. Heute heisst es, durch viel Rationalisieren, Investieren, mit möglichst wenig Arbeitsstunden konkurrenzfähig zu sein.

Viel Romantik, die besonders wir Kinder jener Zeit erleben durften, ist durch diesen Wechsel entschwunden. Nur die Erinnerung ist geblieben. Heute ist den Kindern eine Überfülle an Abwechslung geboten. Früher blieb jeder für jeden greifbar nahe. So war es kein Wunder, dass wir Kinder der 20er Jahre mit dem Tun der Dorfhandwerker innig verbunden waren.

Im Herzen von Bezau, knapp neben dem Dorfbach, da lebte und wirkte der Platz-Bäck, auch Metzler-Bäck genannt. Ein gross gewachsener, vornehmer und bedachter alter Mann mit Schnurrbart, samt gepflegtem Bock-Bärtle und gütigen Augen. Er war unser Götte. Das Bäsle, seine Frau, ein kleines, regsames, gescheites Wälderjuppenweiblein, verfügte über einen wesentlich grösseren Wortschatz als der eher schweigsame Götte.

Sie vermarktete in ihrem etwas klein geratenen, dafür um so heimeligem Lädle, welches nur durch die Wohnküche zu erreichen war, das täglich gebackene Brot. Manchem 'Pfisterle', der rundum gelegenen Alpen, stopfte sie den Rucksack mit Weggen voll und gab ihm ein Schokolädle mit auf den langen beschwerlichen Weg. Auf Stellagen und in Schubladen, übersichtlich geordnet, befanden sich auch noch alle wichtigen Grundnahrungsmittel.



Der Platz-Bäck, unser Götte, mit seiner Frau, dem Bäsle, zwei liebenswerte Wälderleute.

Für alle Kunden war es ein Erlebnis, vom Bäsle bedient zu werden. Während sie behende die gewünschten Produkte in Papierstarnitzel abfüllte, gab es – bis schlussendlich mit dem Zimmermannsbleistift auf schmalem Blöckle abgerechnet wurde – einen Schuss Familiengeschichte oder die neuesten Tagesnachrichten.

In der Backstube, an der Längsseite des Hauses gelegen, wirkte Stiefsohn Gebhard als tüchtiger Bäcker Geselle. Gut überwacht durch den Herrn und Meister Franz Xaver, dem kein Arbeitsgang verborgen blieb.

Am liebsten zur Winterzeit, wenn es draussen stürmte und schneite, sassen wir Kinder der Nachbarschaft, eng wie Sardinen in der Dose aneinandergereiht, auf einem Bänkle in der schmalen Backstube. Mit Wohlgefallen betrachteten wir, die behagliche Wärme geniessend, durch das nahe Fenster die tanzenden Schneeflocken. Dies jedoch nur zwischendurch. Sonst waren Augen und Ohren weit offen, Richtung Gebhard gewandt. Schön schaurig waren seine Geschichten. Mit Ent-



Schustermeister Jakob Graf (Gräufler) mit Gottfried Brenner und Augusta Dünser, Bezaun.

setzen erinnere ich mich heute noch an den Tod des Sünders. Von scheusslichen Teufeln wurde er mit glühenden Gabeln in die Hölle transportiert. Um diesen ewigen Qualen vorzubeugen, stiegen die guten Vorsätze, haufenweise von unserem Bänkle aus, pfeilgerade dem Himmel zu.

Die Zeit vor Klausotag war voller Spannung. Es rasselten Krampusketten an allen Ecken, und in der Backstube geschah ganz Besonderes. Zur normalen Arbeitszeit erlebten wir das Formen und Backen der goldbraunen Schild, Murren und Wecken, am Samstag auch Gipfel. Im mächtigen Holzofen wurde erst mit Buchenscheitern ein gleichmässig verteiltes Feuer entfacht. Dann entfernte man die Asche, der erhitzte Ofenboden wurde sauber ausgewaschen und die Teiggebilde mit einer Holzschaufel in Reih und Glied eingefahren. Doch vor Nikolaus kam das Bäsle persönlich in die Backstube. Sie fabrizierte auf einem eigenen Tisch die schönsten und bezauberndsten Brotklausomänner. Mit besonderem Geschick formte sie mit flinken Händen ganz besondere



Kerle. Gross gewachsen, breitspurig, die Hände gespreizt; so standen sie da und liessen ihre schwarzen Wacholderbeeraugen erstrahlen. Goldbraun gebacken, einen warmen Schal um den Hals gewickelt, so schauten sie fröhlich in die Welt hinein. Direkt schade zum Anbeissen.

Nur einen Steinwurf entfernt klopfte und hämmerte in seiner Werkstatt Schuhmachermeister August Potutschnigg, ein gebürtiger Kärntner. Beim Eintritt in seine Bude im ersten Stock roch es aufregend nach Lederzuschneiden, welche seinen Arbeitsplatz umsäumten. Auf einem drehbaren Rondell befand sich, in kleinen Schalen sortiert, eine Vielzahl von Nägeln und Holzstiften. Gekonnt trieb er diese in die Sohlen und Schuhe, raspelte, feilte und schnitt behende mit seinen scharf geschliffenen Schustermessern in das Leder. Stumm und furchtsam sassen wir da und liessen seine Geistergeschichten schauernd über uns ergehen. Waren wir lange genug bei ihm (begriffen haben wir dies erst Jahre später), liess August, der grosse Erzähler, Hexen und Geister zum Fenster herein spähen. Dann brauchte er unserem Abmarsch nicht mehr nachzuhelfen. Orkanartig stürmten wir zur Türe hinaus, rannten und purzelten, um der Geisterinvasion zu entrinnen, natürlich alle zugleich die endlos lange Stiege hinunter.



Zu «Schmieodles Geobato» (Mitte) kamen alle zum Beschlagen der Pferde.  
Links: Walter Natter, Post, Bezau: rechts: Jodok Ratz, Taubenwirt, Bezau.

'Schmieodles Geobat', ein mächtig gewachsener Mann, mit breitem, ledernem 'Fürfell' vor dem gut geratenen Bauch, war einer der besten Huf- und Wagenschmiede weit und breit. Aus allen Richtungen kamen die Bauern mit ihren Pferden in seine rundum schon tief schwarz verrauchte Schmiede im Bezauer Unterdorf. Von einer sicheren Ecke aus beobachteten wir Buben das Beschlagen der Pferde. Beim Anpassen der glühenden Hufeisen roch es nach verbranntem Horn. Mit flinker Hand hämmerte er anschliessend Nägel hinein und drehte sie blitzschnell um. Wehe, wenn ein Pferdebesitzer den zuckenden Fuss seines störrischen Pferdes aus den Händen liess. Auf dieses Donnerwetter, garniert mit allen Kraftausdrücken dieser Erde, warteten wir Buben immer mit Spannung und waren heilfroh darüber, dass es nicht uns galt.

Das ehrsame Handwerk bot uns jedoch auch materielle Zuwendungen. Was für viele heute der Kaugummi ist, waren in früheren Kindertagen die Landjägerzipfel. Ein richtiger Bub hatte meist einen Vorrat in der Tasche. Beim Metzger Wüstner lagen diese Zwischenstücke der Landjägerherstellung immer auf dem im Parterre gelegenen Fensterbrett der Würsterei. Jedoch nie für lange Zeit. Schon von weitem, von der Strasse aus, erkannte jeder das schwarz braune Häuflein 'Lebensglück'. In Windeseile verschwanden die Zipfel – ob fett oder mager, dick oder dünn – in den unendlichen Tiefen echter Bubenhosensäcke. Dazu gab es in den Sennhäusern für alle, die flink genug waren, eine Portion Käswürmer (langgezogene Randzuschnitte aus frisch geformtem Käse).

Wenn heute allein im Ländle annähernd eine Million Paar Schi hergestellt werden, waren es in den frühen 20er Jahren noch wenige Wagner, die je einige Hundert Paar Schi auf den Markt brachten. In unserer Region versorgte unter anderem in der Hauptsache Konrad Broger die Schifahrer mit den ersten Brettern. Damals bot sich noch die Gelegenheit, in der Haupterzeugungsphase mit dabei zu sein. Unter Dampf wurden die Schaufeln gebogen. Ein Geruch von Beize und Schiwachs erregte die Gemüter der reihenweise angetretenen jugendlichen Interessenten. Diese konnten jedoch von so einer Anschaffung nur träumen.

So war das handwerkliche Schaffen, welches wir auch noch in anderen Sparten beobachteten, ein Teil eines bescheidenen und doch so glücklichen Daseins unserer Kindertage.

# DAS BITTGEBET

**A**n einem bedrückend schwülen Sommernachmittag war es uns beiden elend langweilig. Meinem Nachbarn Bubi – so wurde Klein-Eduard genannt – und mir. Den Sonntagnachmittag Pflichtgottesdienst hatten wir absolviert. Doch mit dem Rest des Tages wussten wir nichts rechtes anzufangen. Ziellos tappten wir umher. Irgendetwas musste geschehen.

So setzten wir uns auf die oberste Stufe der festgemauerten südlichen Eingangsstiege meines Vaterhauses. Es war eine Wirtshausstiege. Zweiseitig, breit genug für viele Gäste, einladend für alle.

Doch heute wollte auch das Wirtsgeschäft nicht laufen. Die Bauern waren beim Heuen. Der Pfarrer hatte es ihnen erlaubt. Das Wetter war unverlässlich. Gegen Abend konnte es ein Gewitter geben. Den übrigen Mitbürgern ging es vermutlich so wie uns. Sie hatten an diesem Tag auch keinen Unternehmungsgeist und dazu, wie es damals gang und gäbe war, viel zu wenig Geld in der Tasche. Dieses reichte, wenn es gut ging, zu einem Viertele nach dem Vormittagsgottesdienst. Mehr war da nicht drin. Mit den Fremden, die das Wälderbähnle hereintransportieren sollte, war es auch noch sehr sparsam.

Auf einmal geschah etwas Aussergewöhnliches. Wir hörten schon von Weitem das Brummen eines heranfahrenden Autos. Es riss uns von den sonnendurchwärmten Treppenstufen. Eines der damals noch seltenen Automobile steuerte, eine Staubwolke nach sich ziehend, dem Engel zu. Im Nu waren wir hellwach. Würdevolle Gentlemenmanieren, die einem Wirtsohn angeboren sein müssen, übermannten mich. Mein Bubi-Freund begriff ebenso schnell.

Galant öffneten wir die Türen der eben vorgefahrenen dunkelblauen Limousine. Auf deren rechten Kotflügel wehte verheissungsvoll eine Schweizer Flagge. Während ich mich um Chauffeur und Beifahrer bemühte, verhalf Bubi zwei ebenso gut situierten wie wohl ernährten helvetischen Damen über das breit gefächerte, silberglänzende Trittbrett zum Ausstieg.

Auf festem Bezauer Boden stehend, betrachteten uns die Ankömmlinge mit gutmeinenden Blicken. Es schien uns auch, dass wir in unseren Sonntagshosen und noch vom Kirchgang her ausnahmsweise sauberen Füßen, einen guten Eindruck auf sie machten.

Siehe da. Gleich kramte auch schon eine der noblen Madammen in ihrer Krokodilledertasche herum, zog daraus 2 Schokoladetafeln und watschelte auf uns zu.

'So bravi Bübli wio ihr zwoi gits net amol i dr Schwyz.', sprach sie, sichtlich ergriffen und drückte, festlich wie bei einer Medaillenverleihung, jedem von uns eine Schoki in die Hand. Mit vornehmer Zurückhaltung, wie sie in der Regel nur Viersternhotelpartiers zu eigen ist, liessen wir die süssen Aufmerksamkeiten mit diskretem Dank in unseren Taschen versinken.

'Fürs Papi äss ganz speziells Schwyzar Zigärle, wil ihr so guat erzogini Kindli sind.', sagte der mit zwei gewaltigen Zigarren auf uns zukommende Besitzer des vornehmen Autos. Auf dem würdevollen Wohlstandsbauch erstrahlte eine dick goldene Uhrkette, die auf ein wohlgeordnetes Fränklikonto schliessen liess.

Mit einer Schokolade in der Tasche und einem Riesending von Zigarre in der Hand, standen wir nun da. Reich beschenkt und glücklich. Die illustren Gäste schnauften indessen der Engelwirtschaft zu.

Wie soll es nun weitergehen? Mit der Schokolade gab es keine Probleme. Genussvoll vernaschten wir sie auf einem verschwiegenen Bänkle hinter dem Haus. Das Silberpapier glätteten wir in grosser Sorgfalt. Wer weiss, wozu man es noch brauchen konnte.

Die Zigarren blieben. Bubi meinte dazu mit Weitblick: 'Min Däta roucht ka Zigara.'. Ich begriff seine Hintergedanken sofort und war mit einer Antwort nicht verlegen: 'Bi üs i dor Weotschaft hat ma für Gäst a ganze Kisto voll vo alla Soato. Winn üsa Däta oane will, kan ar se düt usar nio.'

Mit diesem Dialog hatten wir unser Gewissen reingewaschen. Als ich darauf ohne Worte, in einem Griff aus meiner rechten Hosentasche,

neben Spagat, Schrauben und Rosskastanien, eine Schachtel Zündhölzle auf die Bank legte, war alles klar.

'Meor gont is Humpa ue.' (Humpa = abgelegenes Heugut), meinte Bubi ohne weitere Tatangabe. 'Düt san moar musaluo.', sagt er ergänzend dazu.

Gesagt, getan. Fröhlich über frisch gemachte Heuberlinge hüpfend, eine dicke Zigarre verstohlen in der hohlen Hand haltend, ging es der Brau zu. Als wir den immer grünen Bühel, auf dem sich damals die gemütliche Brauwirtschaft zum Bären befand, hinter uns hatten und auf steilerem Weg Richtung Grüt Humpa wanderten, fühlten wir auf einmal, dass da noch ein drittes Wesen mitmarschierte. – Das schlechte Gewissen. Mit diesem wollten wir am Hause eines wegen Überstrenge bekannten Ex-Lehrers nicht vorbeigehen. 'S'Küonzle woasst alls, merkt alls, schmeckt alls, bis uf o Mau ue.', sagte Bubi. Wir beide wussten von den geheimen Kräften dieses sonst munteren kleinen Männleins. Darum fanden wir es besser, einer Begegnung auszuweichen. Mit Riesenschritten verliessen wir den Weg, sprangen keuchend über den an die Strasse angrenzenden Bühel und verkrochen uns in einem dichten Buchenwald.

Die Selbstsicherheit war bald wieder da. Wir kuschelten uns in einen goldenen Haufen knisternden Laubes und fühlten uns geborgen wie noch nie. Mit sichtlichem Besitzerstolz betrachteten wir die dunkelbraunen Zigarren. Fühlten daran, drehten sie auf alle Seiten und konnten uns an der goldig glänzenden Bauchbinde nicht satt sehen.

'Eigentlich schad drum.', meint Bubi, Böses ahnend, fast ein bisschen weinerlich.

'Was dau, i üssom Oltar, zimo samar scho 1 öjährig, wedo mor a so a Zigärle scho arpacko.', sprach ich darauf. Meiner Stimme verlieh ich einen männlich dunklen Unterton. Das hätte ich nicht sagen dürfen. Bubi war in seiner Ehre gekränkt und nahm Haltung an.

'Zünd al'

Mit diesem Befehl leitete er schlimmes Geschehen ein. Sorgfältig zündete ich die Zigarren an. Wir zogen daran, was die Lungen Luft

hergaben und setzten zu den ersten Brustzügen an. Hellblaue Rauchschwaden schlängelten sich im grünen Buchenwald empor.

Alles kam, wie es kommen musste. Hustenanfälle setzten ein. Bubi war nicht mehr wiederzuerkennen. Leichenblässe überzog sein Gesicht. Bei mir sah es nicht anders aus. Es war uns 'zum Sterben' schlecht. Die angerauchten Zigarren entglitten unseren matten Händen und versanken im knisternden Laub. Wir reckten, streckten und bogen uns. Gurgelnde Laute durchdrangen den stillen Wald. Alles, was wir an natürlich Flüssigem bei uns hatten setzten wir zum Löschen ein. Breit gestreut, wohl gezielt, doch ohne Erfolg. Mit blossen Händen kratzen wir Walderde zusammen und warfen sie in die lodernden Flammen. Keine Wirkung.

Uns blieb nur noch die Flucht. Mit Riesensätzen galoppierten wir den Braubühel hinab und verkrochen uns in dem Stadel von Bubis Vaterhaus, nur ein paar Meter vom Engel entfernt. Durch die Bretterspalten beobachteten wir, wie sich Rauchschwaden über unserem Tatort ausbreiteten.

Nur innigstes Gebet konnte uns noch Rettung bringen. Wir bekreuzigten uns ohne Unterlass. Serienweise 'Vater unser', 'Gegrüsset seist Du', 'Jesu Kindlein komm zu mir' zogen aus dem finsternen Stadel hinauf in die himmlische Seligkeit. Als der Rauch immer noch mehr wurde, beschworen wir alle Heiligen, vom Kirchenpatron Jodok bis zum Antonius, alle Engel und Erzengel, Vater, Mutter, Inä, Säle selig mit flehenden 'Bitt für uns'. Auch 'Tasso', der braunzottige sonst grantige Stadelwachhund, der uns immer den Durchgang verwehrte, erkannte unsere Not. Als ob er unseren Bitten in den Himmel Nachdruck verleihen wollte, richtete er seine Schnauze pfeilgerade nach oben, und sein schauerliches Heulen mischte sich in unser flehentliches Gebet.

Dass sich draussen Gewitterwolken zusammenballten, nahmen wir in unserer Andachtsstunde nicht wahr. Doch als plötzlich ein Blitz den Stadel erhellte, Donner krachte und Tasso sich winselnd in sein Häuschen verkroch, verstanden wir sofort, dass da der liebe Gott im Spiel war.

Unser Gebet fand Erfüllung. Schlagartig prasselte der Regen nieder. Im

Nu sprudelten die Dachrinnen über. Es ergoss sich mehr Wasser über unsere Brandstelle, als Dutzende von Feuerwehrhandpumpen jener Zeit zuwege gebracht hätten. Der mächtige Rauch, Minuten zuvor brannte er noch tief in unsere Herzen hinein, verflüchtigte sich in alle Richtungen. Das furchtbare Gewitter wurde zum grossen Helfer in unserer Not. Es war ein Geschenk des Himmels.

Der Allmächtige liess in unendlicher Güte seine zwei, wenn auch noch so schuldigen, Zigarren rauchenden Lausbuben, in ihrer schwersten Stunde nicht im Stich. Möge doch allen Gebeten in dieser Welt so viel kindlicher Glaube geschenkt sein.



Bubi übersiedelte im Alter von 12 Jahren mit seiner Familie nach Landeck und starb viel zu früh im Alter von 64 Jahren als Vater von fünf Kindern in der Wildschönau. In seiner Lebensarbeit hat er dem einstmals von uns beiden Lausern blesierten Wald viel Gutes getan. Als Ing. und Förster erst in den grossen Jagdrevieren im Zillertal, dann als Verwalter der österreichischen Bundesforste. Seine Beerdigung wurde zu einem Tiroler Staatsbegräbnis, zumal er auch als Politiker, zusammen mit seinem Vornamensgenossen Edmund Wallnöfer, als Berufs- und Standesvertreter bedeutende Zeichen gesetzt hat und Ruhm und Ehre bekam.

# DIE SCHULZEIT



# AUF EINMAL IST ES SOWEIT

... in unserem Leben. An einem noch ganz unbeschwerten Kindheitstag wird dem kleinen Menschlein das erste Zwangsjäckle ganz sanft umgelegt.

Auch mir ist es nicht anders ergangen. So trappelte ich mit meinem abgetragenen Schulranzen, einige Bischofsbuben vor mir hatten schon mit ihm zu tun, dem Schulhaus zu. Ein bisschen frohgemut, ein wenig skeptisch, war da doch irgendwo die grosse Freiheit in Gefahr. Alle, arm oder reich, würde man heute sagen, waren damals ziemlich gleich gekleidet. Doch wer war denn damals schon reich? Kaum jemand... und wer etwas mehr hatte, wollte sich auch nicht anders zeigen, als der minder Bemittelte, welcher auch nicht arm aussah und auf keinen Fall bettelarm war. Armselig war mehr die Zeit. Am meisten galt die Lebensart und Leistung der Familie. Das geflickte Hemd und das eingesetzte Hinterteil in der 'teufelshüttenen' Hose lang kurz, oder kurz lang über die Knie gezogen, war kein Schandfleck. Ein solcher war eher die verschwenderische Art in nagelneuer, unbefleckter Kleidung herumzustolzieren.

Vielen meiner Mitschüler gegenüber hatte ich einen grossen Vorteil. Um zur Kirche oder zur Schule zu gelangen, bedurfte es nur einiger Schritte. Viele mussten weit gehen, mehrere auch von Berggütern herunter, im Winter im tiefen Schnee watend. Aber auf dem Heimweg liess man sich Zeit und es kam zu frohem Vergnügen. Mancher Hagstecken musste daran glauben, und leuchtende Beulen auf erhitzten Bubenköpfen wurden zum unablegbaren Beweisstück handgreiflicher Auseinandersetzungen in stürmischen Jugendjahren.

Heute sieht man vielerorts, wie vermeintlich 'gute' Eltern sich grosse Sorgen machen, mit welchen ausgeklügelten Geschenken sie ihre Sprösslinge bei Laune halten können. Koste es was es wolle, alles ist zu haben. Dreirad, Fahrrad, Moped, Sportgeräte aller Art, bald nach der Schule ein Moped, für die Matura ein Auto, begleiten den hoffnungsvollen Nachwuchs auf dem jungen Lebenswege. Für die 'kulturelle' Unterstützung gibt es noch Zugaben vielerlei: Radio, Fernseher, Computer,

Rekorder, natürlich nur vom Neuesten. Für uns gab es dies alles nicht. Darum war unsere Kinderzeit auch so schön. Mit viel Ideen gestalteten wir unsere, bei vielen karg bemessene Freizeit, zu einem Freudendasein sondergleichen. Was da alles geschah! Bundesheerübungen in den späten Zwanzigerjahren im Umkreis von Bezau faszinierten uns ungeheuer. Mit Verpflegungszuschüssen für die müden Nachkriegsmanöverer nisteten wir uns in die vordersten Kampfgräben ein und lernten die Strategie des Krieges kennen. Nach Beendigung dieser ereignisreichen Tage stellten wir ein eigenes Heer auf.

Schneiders Robert, ein geschickter und einfallsreicher Schreinermeisterssohn – nur ein paar Jahre später ist er gefallen – war unser Waffenlieferant. Der gute Vater Kasimir rieb sich immer wieder voller Entzücken über den Einfallsreichtum seines Robertle die Hände und überliess ihm vertrauensvoll den ganzen Maschinenpark.

Bald standen wir, an einem schönen Sommermorgen, stramm ausgerichtet da, jeder den Riemen des Holzgewehres straff angezogen. Auch die MG-Abteilung mit ausgeklügeltem Knallsystem war einsatzbereit. Wie eine Erscheinung wackelte da auf halber Brauhöhe plötzlich ein frohgemutes Juppowieble unseren Reihen zu. Es war 'Grütbabl'. Sie plapperte unbefangen in den jungen Morgen hinein: 'Die Kompagnie muss stille stehn, der Hauptmann muss ga scheissen gehn!' Diese Entwürdigung unserer strammen Einheit schmerzte uns bis tief ins Herz hinein. Doch Babl hatte schon recht mit ihrem Ausspruch. Ein paar Jahre später haben wir ihn begriffen.

Wir zeigten uns aber nicht nur kämpferisch. Dazwischen gab es auch Passionsspiele. Von der Dornenkrone über das Schweisstuch der Veronika, benetzt auch mit echten Tränen der Rührung, bis zur schmerzhaften Kreuzigung ist alles vorgekommen.

Bald entstand auch eine verschworene Gemeinschaft von Höhlenbewohnern. Der Tatort natürlich streng geheim. Dort vegetierten wir, versteht sich, mit warmer Küche, alles gut gekocht, auf Blechteller serviert. In einer dicken Pfanne (sie ist heute noch dort) bruzelten über der rauchenden Flamme aus feuchtem Holz: Spiegeleier, Toschen, Riebel, am Sonntag Schnitzel und als Nachspeise Apfelmus. Mit tränenden Augen kochten und assen wir in inniger Gemeinsamkeit. Die Beschaf-

fung der Nahrungsmittel war gut geplant und streng reglementiert: Einer lieferte nestwarme Eier, der andere Butter, der Metzgersohn das Fleisch, der Bäckerbub das Mehl. Minderbemittelte kamen mit Salz und Gewürzlieferungen davon. Alles gut geklaut und unauffällig transportiert.

Da es sowieso schon rauchte, wurde am Schluss noch ein Judenstrick oder eine Eingroschen-Zigarette vom Sprengerwieble (damalige Tabaktrafik) angesteckt.

Als sich mancherorts so schön langsam der deutsche Gruss ausbreitete, grüssten wir uns Buben mit lautstarkem 'Schmoll überall'. Eine ausgeklügelte Werbeabteilung einer Schuhpastafabrik versorgte uns mit 'goldenen' Abzeichen, einer offiziellen Schmollzeitung, in der alle Schmollbuben samt dem Präsidenten, der war ich, schön fotografiert zu finden waren. 'Sämtliche Schmollabzeichen in der Schule verschwinden lassen'. Diese harten Worte von Lehrer Blank zwangen uns in die Illegalität. Es waren noch Aufgaben zu bewältigen. Gründungsbestrebungen von plötzlich auftretenden 'Erdal'buben wurden natürlich in unverwüstlicher Schmolltreue und angelernter Kampfstrategie im Keime erstickt.

Lausbuben waren wir natürlich auch. Hatten jedoch ein gutes Gespür, bei allen Missetaten keinen Schaden anzurichten. Doch einmal hätten wir die Schallgrenze bald überschritten und das Wälderbähnle ist mit einer Verspätung – die ja sonst auch nicht so selten war – davongekommen. Das technische Wunder der Dampflokmotive hatte uns immer hell begeistert. Nun wollten wir einmal seine Leistungsfähigkeit prüfen. Kleinere, flache Steine von uns auf das Gleis gelegt, hat sie immer ohne Richtungswechsel wunderbar zermalmt. Was die Lock noch mehr konnte, sollte sie uns beweisen. Wir beschichteten gut getarnt, durch Posten abgesichert, an einem schönen Sommerabend die Gleise auf einer kleinen Steigung voll mit Schmierseife und warteten kurz vor Bezau in voller Deckung auf den letzten Zug. Es kam wie es kommen musste. Das Züggle fuhr grossmächtig heran. Doch die Lok schaffte es nicht mehr. Die Räder drehten sich so schnell sie konnten...im Leerlauf. Der Lokführer schaltete auf Volldampf. Es qualmte und dampfte aus allen Fugen. Dies liess unsere Bubenherzen höher schlagen. Die Schmierseife spritzte in alle Richtungen. Es ging nichts mehr. Weder vor-

noch rückwärts. Im Gebüsch versteckt genossen wir den Anblick nur noch so lange, bis sich Lokführer und Heizer aus der Lokomotive schlangen, um nach dem Rechten zu sehen. Dann verliessen wir den Tatort auf Nimmerwiedersehen.

Erst durch eine grössere Menge von Lösemittel soll das Zügler wieder in Bewegung gebracht worden sein. Da waren wir aber nicht mehr dabei. Erwischt haben sie uns nicht. Von dieser nicht nachahmenswerten 'Missetat' berichte ich heute zum ersten Mal. Als einzig Überlebender sehe ich mich an den seinerzeitigen Schweige-Schwur nicht mehr gebunden.

An der Nordseite der Bezauer Kirche steht er heute unbenützt da, der gewölbeähnliche Eingang in die Glockenstube, die über eine Betonstiege erreichbar war. Eng aneinandergereiht sassensie da, die Läuterbuben, schon lange vor Beginn der Kirche. Da gab es viel Lärm, aber nicht um 'Nichts', sondern temperamentvolle Vorgespräche um ungeheuer Wichtiges. Wer kommt heute an den Glockenstrick heran? Das war hier die Frage.

Öffnete sich das Türschloss, war Hannes der Mesner umringt von Buben. Kurz vor Beginn des Gottesdienstes hatte er sonst genug zu tun. Vertrauensvoll bestimmte er darum den Dienstältesten aus dem Haufen der Anwärter, sechs geeignete Läuter herauszusuchen. Diesen wurde übrigens auch noch die Ehre zuteil, an den Seitenbetstühlen in der Nähe des Altars knien zu dürfen und bei jedem erforderlichen Läuten die Kirche zu verlassen und wieder zu betreten. Welche verlockende Sondergenehmigung!

Auch ich wurde einigemal eingeteilt, die Läuter zu bestimmen. Es war schwer, unbestechlich zu bleiben. Was da aus Bubenhosentaschen heraus verführerisch vorgezeigt wurde! Birnen- und Apfelschnitz, Bären-dreckstangen, Zuckerbollen in Regenbogenfarben und als verschwenderisches Höchstangebot gar noch eine 10 Groschen-Bensdorp-Schokolade oder eine Zehnerpackung Film-Zigaretten in derselben Preislage.

Heute verstehe ich es, wie schwer es für Politiker ist, an noch viel grösseren Angeboten vorbeizusehen. Ich konnte jedenfalls dieser Fülle an Lockangeboten nicht immer widerstehen.

Am Karfreitag erklangen keine Glocken. Da gab es zur Trauer nur monotones Holzgeklapper. Bei dieser Aktion waren alle dabei, Holzkläffeln und Rätschen in allen Variationen, schon seit Generationen im Hause verwahrt, kamen ans Tageslicht. Kläffeln mit ein bis vierfachen Holzklötzen. Rätschen, von der einfachen Schwungrätsche bis zum ausgeklügelten Kurbelsystem wurden von den Buben an Stelle des 11-Uhr-Läutens vor der Kirche in Schwung gebracht.

Heutzutage wird nur noch elektrisch geläutet und Kläffeln und Rätschen verstauben vielerorts auf dem Dachboden.

Mit Läuterbuben, sofern sie gegen zeitgerechte Bezahlung als Laienangestellte überhaupt noch zu bekommen wären, gäbe es auch noch Schwierigkeiten wegen verbotener Kinderbeschäftigung. So ändern sich die Zeiten.

Wir hatten vor unseren Lehrern einen heillosen Respekt. Sie konnten etwas und waren gute Pädagogen. So liessen wir es auch gewähren, wenn ihnen hin und wieder einmal die Hand ausrutschte oder sie gar mit einem Tätzen nachhelfen mussten. Die Hauptsache war, dass die Eltern nicht erfuhren, dass da eine Züchtigung nötig war. Daheim hätte es dann auch noch einen kleinen Nachschlag gegeben. Viele Lehrer, die heute, so wie damals, ihr Bestes geben, sind arm dran, wenn sie ungezogene, vorlaute Wohlstandskinder vor sich haben und dem Unverständnis einseitiger Eltern ausgesetzt sind.

Was uns, besonders Lehrer Konrad Blank, aber auch Hans Feldkircher und andere, an Wälder Sprach- und Liedgut in unsere Herzen pflanzte, ist lebendig geblieben. Auch diverse Kompositionen und Dichtungen dieser begabten Pädagogen bleiben den Nachkommen bewahrt. So gründete auch ein tatkräftiger Lehrer Dünser, ein stattlicher musikalischer junger Mann aus dem Oberland, der so nebenbei den schönen jungen Bezauerinnen den Kopf verdrehte, eine Musikschule. Ohne Entgelt, neben den Schulstunden, mit viel Ideen, Liebe und Gegenliebe von den Beteiligten, entstand ein kleines Orchester mit Chorgesang, an dem auch ich als eifriger Sänger mitwirken durfte. Es gab einige festliche Konzerte und alles war begeistert.

'Juhu, iotz beo-n-i usgschuolot!' So sprudelte es juchzend aus mir

heraus, als ich am letzten Schultag daheim in der Stube den Schulranzen in die Lüfte wirbelte.

'Dau hast wohl eotz dorfu' diese Worte der Mutter passten, wie es mir schien, gar nicht in meine Jubel Stimmung hinein, die zum Ausdruck bringen sollte, wie froh ich war, diese 'schweren' Schuljahre hinter mich gebracht zu haben. Im späteren Leben verstand ich diese Mutterworte sehr genau und musste immer wieder zurückdenken, dass an diesem Tage die schöne Kindheit zu Ende war.



# DAS FAHRRAD

Eines Tages stand es vor mir, oder besser gesagt, es lehnte an der Mauer meines Vaterhauses und wartete auf mich. Leicht verstaubt, mit Flugrost bedeckt, mit einer altmodischen englischen Gesundheitslenkstange versehen, war der erste Eindruck nicht gerade überwältigend. Die Reifen waren platt, es fehlte der Glockendeckel, die rostig-braune Kette hing funktionslos zwischen den Zahnrädern. Ein Lenkstangengriff war zur Hälfte abgerissen, der andere überhaupt nicht vorhanden.

Aber: Welcher zehnjährige Bub in den schweren Dreissigerjahren bekam schon ein Fahrrad geschenkt? Das Fahrrad stammte aus der Konkursmasse eines Schuldners meines Vaters; hätte dieser sein Geld ordnungsgemäss zurückbezahlt, wäre ich zu keinem Fahrrad gekommen. Der Vater jedoch zu seinem Geld. Was war nun besser? – Ich machte mir darüber keine Sorgen.

Bald schon standen einige Nachbarbuben und Freunde um mich und das Fahrrad. Sie dokumentierten mir als Besitzer dieses Vehikels ihre ehrfürchtige Haltung und Hochachtung. Natürlich mit dem Hintergedanken, dass auch für sie einige Freifahrten herauschauten. Nachdem der Haufen und der Lärm immer grösser wurde, musste ich mich dazu entschliessen, als erstes alle 'Nichtradfahrer' abtreten zu lassen. Enttäuscht vor sich hinmurmeln, verliessen sie mit einem letzten, sehnsüchtigen Blick auf das Rad die denkwürdige Stätte. Den Rest sammelte ich um mich. Ein Reparatur- und Verschönerungskonzept wurde erstellt. Alle machten mit. Es wurde abgestaubt, geputzt, geölt, geflickt, entrostet, gemalt, bis das Fahrrad nicht mehr zu erkennen war.

Alle machten noch eine Proberunde und verliessen erst bei Einbrechen der Dunkelheit, glücklich über die dörfliche Radzukunft, die Werkstatt. Ein von mir unterzeichnetes, rechtsverbindliches Dokument steckte ganz tief in den Hosentaschen der heimkehrenden Buben. Für jede Stunde Arbeit gab's die gleiche Freifahrt, bei Regenwetter doppelt so viel. Das hatten alle schriftlich.

Für mich begann ein neuer Lebensabschnitt – der mit dem Fahrrad.

Zunächst gab es da einige Pflichten. Wenn sie mich erwischten, bepackten meine Brüder mich und das Fahrrad mit unzähligen Stickerpaketen. Auf dem Träger türmten sich die Päckle, der Rucksack war voll davon, und links und rechts von der Lenkstange baumelten auch noch eine stattliche Anzahl von Paketen. Ich fuhr damit zu den Stickerinnen in Bezau, Bizau und der näheren Umgebung, um die damals so begehrte Heimarbeit abzuliefern.

Es gab aber noch einen Spezialeinsatz, den ich immer mit Tempo, Umsicht und Sorgfalt erfüllte: Ich musste frisches Fleisch aus der Metzgerei holen. An besonders schönen Sommertagen, kurz vor Mittag oder der Abendessenszeit, zog ich lange Kurven um den Dorfplatz. Dadurch hatte ich die Möglichkeit, alle Wege, die zum Gasthof Engel, meinem Vaterhaus, führten, unter Kontrolle zu halten. Alle Gäste wurden von mir genau taxiert und eingeteilt, für welche Art von Speisen sie in Frage kämen. Handelte es sich um Hungrige, die nur für Schüblinge, Suppen, Gulasch oder ähnliche Schnellgerichte in Frage kamen, konnte ich ruhig auf dem Rad sitzenbleiben.

Meine Mutter, eine ausgezeichnete Köchin und Gastgeberin, war damit eingedeckt. Kamen jedoch Gäste, die sich auf Grund eines 'Wohlstandsbäuchleins' oder einer recht schnellen Gangart, die auf grossen Hunger schliessen liess, für 'Besseres' eigneten, folgte ich ihnen unauffällig.

Wenn dann meine Mutter mit strahlendem Gesicht ihre Speisenauswahl bekanntgab: Wiener Schnitzel, Naturschnitzel, Kalbskotelette, Rostbraten, da konnte kein Gast mehr widerstehen. Die Bestellung dieser Speisen brauchte Mutter für mich gar nicht mehr zu wiederholen. Mir war nun klar, dass ich umgehend zur Metzgerei zu sausen hatte, um Fleisch herbeizuschaffen. Nur noch auf dem Rad stehend, mit aller Kraft in die Pedale tretend, schoss ich über den Dorf-Platz am Kloster vorbei und schockte die Gendarmen im daneben gelegenen Postenkommando. Die Einkaufsfahrt beendete ich beim Metzger Wüstner mit einer staub- und kiesaufwirbelnden Vollbremsung. Nach Empfang der Ware sauste ich ebenso schnell wieder heim, wo schon die Butter in der Pfanne bruzelte und alle Zutaten hergerichtet waren. So durfte ich als 10-jähriger Bub einen Beitrag zur Bregenzerwälder Gastfreundschaft leisten.



Wir Buben erkannten damals die ungerechte Einstellung gewisser Mitbewohner gegenüber der radfahrenden Jugend. Sie verliehen ihrem Unmut bei jeder Begegnung durch Schimpfen und Drohen Ausdruck. Da verwandelte sich das Fahrrad in eine unerbittliche Vergeltungswaffe. In lautloser Fahrt wurde dem Kritiker schnurgerade entgegengefahren, so dass dieser den Zusammenstoss erwartend, beide Hände schützend vor's Gesicht hielt. Durch ruckartiges Schrägstellen des Fahrrades im letzten Moment verstanden wir es jedoch, knapp vor den Füßen des zu Bestrafenden nach links oder rechts auszuweichen. Kein Wunder, dass wir nach diesem Täuschungsmanöver uns schnell aus dem Staub machten, um Schimpfworten oder noch Schlimmerem zu entgehen.

Es gab da auch noch jüngere Buben, die wegen ihrer kurzen Beine nur unter der Stange fahren konnten. Wie schräg gebaute Frösche, aber gut balancierend, strampelten sie dahin und kamen auch an's Ziel. Die Mädchen waren aus Schicklichkeitsgründen und mangels Damenrädern dazu verurteilt, unter der Stange zu fahren. Wir Buben hatten natürlich grosse Freude daran, wenn es ihnen die Rocksäume in die Kette zog. Mangel an aufgeschürften Knien und verstauchten Zehen gab es auch nicht. Und meist hatte einer von uns irgendeinen provisorischen Verband um ein Bein gelegt.

Leider ging dieses erlebnisreiche Radfahrerjahr rasch zu Ende. An einem diesigen Herbsttag musste ich am Bahnhof etwas abholen und lehnte das Rad an jene Aufgangstiege in das Lagerhaus, an der das Gleis 1 der Wälderbahn vorbeiführte. Ich konnte nicht ahnen, dass einige hundert Meter entfernt eine Verschubgarnitur anrollte. Gerade als ich das Paket im Magazin übernahm, hörte ich das Heranrauschen des Waggons auf diesem Gleis. Das Vernichtungswerk war komplett. Der Waggon erfasste mein Fahrrad, der Todesstoss erfolgte zwischen Treppe und Gleis. Was der stur weiter rollende Güterwaggon seitlich mitstreifte und nach 50 Metern wieder freigab, war kein Fahrrad mehr, sondern ein Wirrwar von Gestängen, Speichen, Gummi, wobei der Sattel wie zum Trotz, aus dem Trümmerhaufen hervorragte. Ich meinte, die Welt müsse für mich zusammenbrechen. Es kamen Zeiten, da fuhr ich wieder Fahrrad, Motorrad, auch schnelle und komfortable Autos. Doch dieser glückliche Bubensommer mit dem ersten eigenen Fahrrad war so einmalig, dass er sich nie mehr wiederholen konnte.

# IN DER MEHRERAU

Wiedor a Studeont', sagte meine Mutter mit Tränen in den Augen,

vor der Haustür stehend, als ich, der fünfte Bischof Engelbube von dannen zog, um in der Mehrerau die Handelsschule zu absolvieren.

Auf dem Bruggwagen zog mein 4 Jahre jüngerer Bruder Hermann ein schwarzes holzkistenähnliches Gebilde, mit viel Schrauben und Scharnieren umrandet, Richtung Wälderbahnhof. Mein Reisegepäck war der Standschützenmajorskoffer meines Vaters, den ich hoch in Ehren hielt. Ich hatte ihn mit einem tiefschwarzen Glanzlack angestrichen, um in dieser politisch sehr bewegten Zeit mit der richtigen Farbe in der Klosterschule anzukommen.

Übrigens, ganz unbekannt war ich dort nicht. Im Sommer bestand ich die Aufnahmeprüfung. Im Rechnen, das nie meine Stärke war, kam ich durcheinander. Es reichte knapp. In Deutsch gab mir der sehr liebenswerte Pater Adalbert Klopfer das Aufsatzthema 'Ein Ferienerlebnis'. Mit dem Jagdwesen von Haus aus gut vertraut, liess ich meinen Gedanken einen leidenschaftlichen Verlauf. Es kam zum Abschuss eines kapitalen 14-Enders. Blatt getroffen, versteht sich. Dunkelrotes Hirschblut versickerte in immergrünem Moos. Alles war da. Die letzten Sonnenstrahlen mit Alpenglühn, Herdengeläute, zerzauste Wettertannen und knorrige Ahorne, dazwischen ein rauschendes Bächlein, umsäumt von Alpenrosen. Ich war sehr erstaunt, als ich den Aufsatz vorlesen musste und auch jeden weiteren ein ganzes Schuljahr hindurch. Dies bewirkte auch einen florierenden Tauschhandel mit meinen Mitschülern, Schulaufsatz gegen Rechenaufgabe.

In der Mehrerau lernten wir Zucht und Ordnung. Die Lehrer, Präfekten und Erzieher meinten es, trotz der gebotenen Strenge, gut mit uns. Die tiefe Religiosität der Zisterzienser, unter dem Leitspruch 'Bete und arbeite', war für uns ein beeindruckendes Beispiel. Es gab unter ihnen aber auch urbayrische Originale. Allen voran Pater Raffael. Kurz 'Raffel' genannt.



Behäbig transportierte er schnaufend und fauchend, in kurz bemessenen Schritten, seinen stattlichen Bauch vor sich her. Tiefbraune Schnupftabakspuren zogen sich von der Nase in die schwarzweisse Kutte hinein. Gerade darum und auch wegen seiner Spässe, mochten wir ihn so gern. Er wäre auch Musiklehrer und Dirigent unserer Blasmusikschülerkapelle. Bis ich als Althorn-B-Begleiter den einzigen Marsch 'Oh Du mein Österreich' miterlernte, bekam ich vielmal auf meine, die falschen Tasten drückenden Finger, seinen kantigen Taktstock zu spüren. Einmal, zur Begrüssung des hohen Besuches, Ernst Rüdiger Fürst von Starhemberg, liessen wir im Kollegiumshofe unser Einzelstück feierlich ertönen. Starhemberg muss davon so gerührt gewesen sein, dass er spontan eine Zugabe forderte. Dieser Wunsch musste leider unerfüllt bleiben. Mit klingendem Spiel, wieder mit 'Oh Du mein Österreich', marschierten wir ab. Ausgewogener im Gleichschritt und das Ganze noch attraktiver hinaus geschmettert.

Wenn ich an die Verpflegung denke, kann ich heute nur annehmen, dass es zur spartanischen Erziehung gehörte, was da alles vom Negerseite-

schweiss, (Naturkaffee mit Milchpelz) bis zu Schmarren aller Art mit verschiedenen Anbratstufen, geboten wurde. Auch die Milchleistung der vielen Kühe im nahen Paradestall muss sehr gering gewesen sein. Nur zum Regens-Tag wurden wir mit einem bescheidenen Stück Butter auf dem Frühstückstisch überrascht. Dieser Tag hatte es überhaupt an sich. Neben gutem Mittagessen, welches sich bis zu einem richtigen Schnitzel entwickeln konnte, gab es noch ein Glas kraftvolles Rainerbier. In jeder Vormittagspause wurde uns ein Stück Brot zugeteilt. Ich zog mit diesem zur wunderbaren Vermehrung zu meinem Bruder Leopold in die Maturaklasse. Dieser nahm aus einer Aluminiumdose einen Landjäger heraus und schnitt diesen widmungsgemäss und unbestechlich in zwei Teile. Jeder hätte auch die ganze Länge ertragen und doch... mit einer Hälfte waren wir auch zufrieden.

Ganz tief im Herzen hatte ich immer etwas Heimweh zu meiner Familie und den Bezauer Buben. Besuch der Eltern gab es damals noch kaum. In unserer Klasse hatten wir auch externe Schüler aus der näheren Umgebung. Jedesmal gab es mir einen Stich, wenn die übermütigen Kerle in Zweiradbock-Sprüngen und kurvenschneidend uns 'Eingesperren' einen Abschieds-Auftritt gaben, ehe sie lärmend durchs Klostertor hinausradelten.

Die Zeit war schlecht, als ich 1936 die Schule beendete. Mir ging es noch gut, ich konnte ins Geschäft meines Vaters eintreten. Doch fast alle Mitschüler fanden keine Stellung. Entweder als Arbeitslose oder Hilfsarbeiter mussten sie unter bescheidenem Mithelfen der Eltern ihr Leben fristen.

# **DIE LEBENSARBEIT DES VATERS**

# ÜBER 200 JAHRE STICKEREI IM BREGENZERWALD

---

Bis in die späten 30er Jahre hinein, vereinzelt noch in der Nachkriegszeit, vernahm man aus vielen Häusern im Bregenzerwald das schon vertraut gewordene 'Russeln' der Pariser Handstickmaschinen. Beim Betreten der blitzblanken, heimeligen Stuben entdeckte man stickende Wälderinnen, emsig trend, tief versunken bei der Arbeit. In zarte Tüll- und Feingewebe zauberten sie festverankerte Kettenstiche auf vorgedruckte Textilböden.

Meist musste sich der Besucher durch kräftiges Räuspern oder lautes 'Holla!' bemerkbar machen, bis die Stickerin, vielfach einen Moment erschrocken, ihre Stickmaschine, Pariser Modell Anno 1800, zum Stillstand brachte. Mit sichtlichem Stolz zeigte sie dann dem Besucher ihre bestickten, zum Teil sehr aufwendigen Tüll-, Vorhang-Sets und Bettdecken. Bescheiden wie die Leute in schwerer Zeit waren, vernahm man alsbald ein Loblied auf die Stickerei, auch wenn die Lohnsummen noch so klein waren. Diese Heimarbeit brachte in der Tat, im Laufe von zwei Jahrhunderten, den einzigen Gulden, ein paar Kronen, später Schillinge bar auf den schmalgedeckten Tisch von bedürftigen Kleinbauern, Tagwerkern oder gar Arbeitslosen. Fern von jeder Familienbeihilfe gab es bittere Not und heute kaum vorstellbare Schwierigkeiten, die meist grosse Kinderschar mit dem täglichen Brot zu versorgen. Alleinstehende brachten etwas Geld auf das Sparbüchle als Reserve für die alten Tage, denen man damals ohne Pension oder Rente hilflos ausgesetzt war.

Das Wesen der textilen Heimarbeit liegt in ihrer stillen Zurückgezogenheit. Imponierend sind jedoch die Kapazitäten dieser Industrie. Allein in den Jahren von 1900 bis 1907 wurden aus der Schweiz 5'000 Doppelzentner Veredlungsware jährlich ins Ländle gebracht, wovon ein nicht unerheblicher Teil von Wälder Stickerinnen verarbeitet wurde. Verdiensthöhen und -tiefen wie in der Schiffler-Grossstickerei gab es im Bereich der Pariser-Kettenstichstickerei kaum. Das Lohnniveau war immer in einem bescheidenen Bereich. Es war mehr der Kampf um die Arbeitsmöglichkeit überhaupt, der die Gemüter bewegte. Doch wie ein



Hans Strobl. Mädchen mit Stickerei

Goldgräberfieber breitete sich auch im Bregenzerwald das Sticken auf der 312-nadeligen, 4,5 m langen Handstickmaschine aus. Im Jahre 1900 gab es im Ländle über 4'000 davon. Noch heute sieht man einigen Häusern im Bregenzerwald die damals angebauten Sticklokale an, in denen diese Monster von Maschinen untergebracht waren. So gab es 1906 u.a. in Bezau und Bizau je ein Dutzend, in Reuthe 14 und in Doren 13 solcher Maschinen. Schon nach 2 Jahrzehnten hatte die Grossmaschinenstickerei diesem Spuk, der niemandem Reichtum gebracht hatte, wieder sein Ende bereitet. Im Jahr 1903, fünf Jahre nachdem die ersten Schiffler-Pantograph-Stickmaschinen in Lustenau in Betrieb gesetzt worden waren, etablierten sich im Bregenzerwald, von Lingenau bis Schoppernau, 9 wagemutige Sticker mit solchen Maschinen. Kaspar Ignaz von der Tannen in Grossdorf, er war der bedeutendste davon (geboren 1860, gestorben 1929), erwarb als erster Wälder eine sogenannte 'lange' Maschine. Zusammen mit Johann Köhler, Andelsbuch, war auch der Bauer Jodok Fink, der spätere erste Vizekanzler der Ersten Republik Österreich, schon im Jahre 1903 als Sticker tätig. Im Hochkonjunkturjahr 1911 gab es im Bregenzerwald 29 Sticker und 42 Schifflermaschinen. In der Zwischenkriegszeit haben sich die Anzahl der Maschinensticker sukzessive auf ein Minimum reduziert. Insgesamt dürften nach heutigem Geldwert an die 100 Mio. Schilling für den Ankauf von Stickmaschinen aller Art ausgegeben worden sein.

Die Pariser Handstickerei ist jedoch als Hauptarbeitgeber im Veredelungsverkehr aus der Schweiz geblieben. Nicht nur das, sie hat sogar im krisengeschüttelten ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht.

Der Anfang der Stickerei war die zarte Handnadelarbeit, auf wertvollen Feingeweben im Stickrahmen eingespannt. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts, in der noch die Baumwollhandstickerei dominierte, soll ost-indisches Muselin aus St. Gallen zum Sticken nach Vorarlberg gebracht worden sein. Kostspielige Damenluxusartikel der eleganten Pariser Welt wurden Mitte des 19. Jahrhunderts von fleissigen Wälderfrauen und -mädchen mit geschickten Händen angefertigt.

Darüber schreibt Franz Michael Felder so eindrucksvoll im Jahre 1861: 'Daheim im warmen Stüble, da sitzt die Stickerin, macht auch im Winter Röfle, und schafft mit frohem Sinn. Das Kleid, darauf sie Blumen stickt

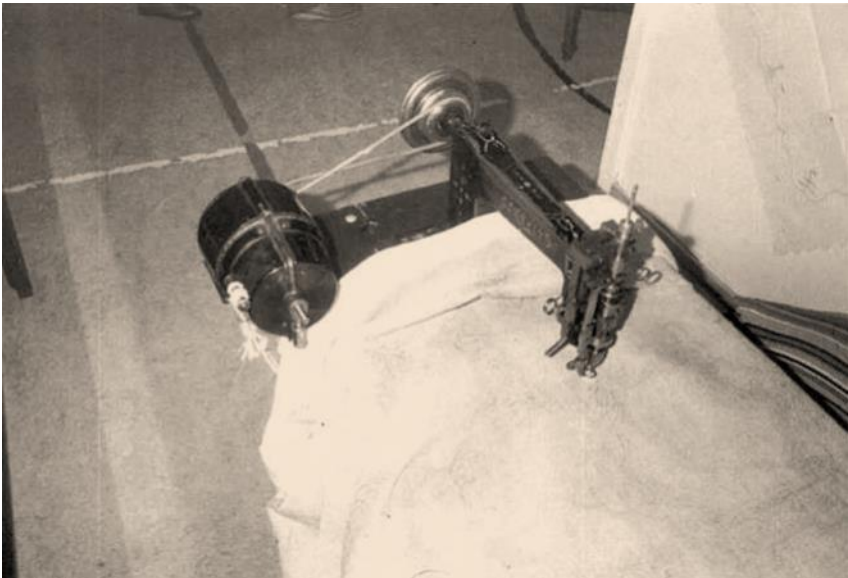


mit geübter Hand, wird eine andere schmücken, die sie wohl nie gekannt.'

Doch spricht aus dem Gedicht von Gebhard Wähle, Bizau, der sich übrigens als Mechaniker für Kettenstichmaschinen betätigte, nicht auch die Sorge um das Augenlicht, das schon von jungen Menschen stark in Mitleidenschaft gezogen wurde?

'Toar d'Mascheono doch uf d'Sito/tund doar d'Ougo no nüd weh?/kum toar nüd lang mit mor strito/seatz zoa mear uf's Kanabee.'

Künstlerisches Niveau hat bis zum heutigen Tage die Trachtenstickerei beibehalten. Es war stets nur zarteste Handnadelarbeit. Sie ist so alt wie die Juppe selbst und dient hauptsächlich in der Herstellung von Latz und Bändel (Hals- und Brustschmuck) für unsere vornehme Wäldertracht. Es waren immer einzelne, besonders begabte Stickerinnen. Heute heute sind es nur noch wenige, die solch individuell gestaltete



Die gute alte Cornely-Pariserkettenstichmaschine, Modell 1800, mit der Generationen von Stickerinnen im Bregenzerwald die einzige Verdienstmöglichkeit gefunden haben.

Meisterwerke zustande bringen. Theres Metzler aus Schwarzenberg, welche in der Mitte unseres Jahrhunderts den Höhepunkt ihres künstlerischen Wirkens erlebte, war in ihren Gestaltungsideen bahnbrechend für die heute so ausgewogene Proportion von Latz und Bändel.

So lange es die Stickerei im Bregenzerwald gab, waren die 'Fergger' in mehreren Orten des Bregenzerwaldes sesshaft, die Vermittler zwischen den Schweizer Fabrikanten und den Stickerinnen. Es waren fleisige, sticktechnisch versierte Frauen und Männer, welchen es auch an kaufmännischem Instinkt nicht fehlte. Sie transportierten die 'Stückerl' oft kilometerweit auf Handkarren. Riesige Rucksäcke voller Stoff und Tüllballen schleppten sie im Schweiß des Angesichts über Lorena und Schnepfegg, um sie ihren Stickerinnen zuzustellen und wieder abzuholen. Stellvertretend für Dutzende andere sei Jakob Egender aus Schnepfau genannt. Er war Fergger, 15 Jahre Gemeinderat und 10 Jahre Bürgermeister seiner Heimatgemeinde und bis in die hohen 60iger Jahre hinein einer der letzten männlichen Sticker auf der Pariser Maschine.



Leopold Bischof, Bezaun, verhalf vielen ein halbes Jahrhundert lang als 'erster Vorarlberger Gardinenfabrikant' zur einzigen Verdienstmöglichkeit in schweren Zeiten.

Die 'Erste Vorarlberger Gardinenfabrik' entstand im Jahre 1905 in Bezaun. Leopold Bischof, ein Walsersohn, geboren 1870 in Damüls, war der Begründer. Von Jugend auf hatte er mit der Kettenstickerei zu tun, weil seine Mutter schon stickte und er das Material von Au holen und dorthin abliefern musste. Von seinem 24. Lebensjahre an betrieb er in Bezaun eine Ferggerei für Schweizer Ware und kam somit in enge persönliche und fachliche Berührung mit St. Gallen. Im Jahre 1905, als im Bregenzerwald an die tausend Stickmaschinen standen, begann er auf eigene Rechnung den österreichisch-ungarischen Markt zu beliefern und wagte es später, sich auch dem USA Markt erfolgreich zu widmen. Mit der Stickerei war auch etwas später

sein Schwiegersohn Jodok Schäffler, ebenfalls aus Bezau, auf das Innigste verbunden. Er verstand es Jahre hindurch, in schwierigen Zeiten für viele Stickerinnen Arbeit zu beschaffen. Auch er tätigte, sowohl als Fernger wie als dynamischer Selbständiger, bedeutende Umsätze.

In wirtschaftlich schweren Zeiten der zwanziger und dreissiger Jahre war es ein Leopold Bischof, der bis zu einem halben Tausend Heimarbeiterinnen, Strick-, Spachtel-, Ausschneide- und Ausrüstearbeiten verschaffte und dazu noch einige Dutzend interne Arbeitskräfte benötigte. Dies alles zu einer Zeit, in der es im Bregenzerwald noch keinen Hauch von Industrialisierung gab und kaum Fremdenverkehr vorhanden war. Durch seine Exporte wurde er zu einem bedeutenden Devisenbringer der Talschaft. Regelmässig pflegte er persönliche Verbindungen mit den Einkäufern der grossen USA-Handelshäuser im Stickereizentrum St. Gallen. Nicht wenige davon kamen nach Bezau in den 'Engel', um im angeschlossenen Stickereibetrieb Aufträge zu erteilen.

Jeden Freitag, in der saisonbedingten Auslieferungszeit, führte Frächter Hämmerle mächtige Überseekisten 'Made in Austria' von Bezau zur Spedition in Bregenz, welche diese zum Überseetransport in den Hamburger-Hafen weiterleiteten.

Sieben heranwachsende Söhne standen dem tüchtigen Vater tatkräftig zur Seite. Alles wurde im Familienkreis erledigt; das Bedrucken der Stoffe, Warenausgabe, Kontrollen, Zurücknahme sowie Erstellung von Musterkollektionen, Verpackung und der Versand. Der Schweizer Konkurrenz wurde nicht nur standgehalten, sondern besonders bei schlechter Auftragslage, aufgrund guter Qualität und günstigeren Preisen viel Arbeitsmöglichkeit für die heimischen Stickerinnen geschaffen.

Mode und Politik spielten in der Stickerei immer schon eine grosse Rolle. Die Modetrends mussten schnell erkannt werden, und jede Präsidentenwahl in den USA hatte mächtigen Einfluss auf Angebot und Nachfrage. Die Sterbeglocke für die Stickerei läutete jedoch unverhofft schnell im Jahre 1938. Nach dem Anschluss Österreichs an Deutschland hörte die Ausfuhr nach Nordamerika auf. Die zollpolitische Meistbegünstigungsklausel, welche die USA Österreich gewährten, wurde für die, nunmehr auch sonst nicht mehr gefragte, 'deutsche Ware' nicht mehr erteilt.



# D'STICKARIE

Die goat Stickarie,  
ist scho lang vorbie,  
viel weossod's blos no vom Arzello.  
Abor was vo Schoppornou bis Mello,  
vo Büzo bis in vordoro Wold,  
dio Lüt all jung und old,  
g'stickt und gschaffot Milliono Stund,  
das tuot ma hüt no kund.

All dio Bravo a dor Stickmaschino  
Tag und Not zum Geld-vordiono,  
in ar schwero schwero Zit  
dio tapforo fliessigo Lüt,  
dar ma nio vorgeosso.

As ist kaum zum Armeosso!  
i allar Welt,  
hat ma dio schö War bstellt  
Kultur, i Tüll zart ihe gstickt,  
hat ma i d'Schwiz vorschickt,  
übor's Wassor nach Amerika,  
Australien und Kanada.

Wäldar Pioniergeist wohlbekannt  
und d'Stickara all mitanand,  
hind i da schwersto Jauhro,  
trotz alla Gfauhro,  
sie seolb gholfo us or Not.

Hüt sand die mesto tot.  
Zita ou bessor, Gott sei Dank.  
Helfo tuot Staat, Land und Bank,  
be allom, was ma tuot.

Abor sovl Kraft, Muot  
und Fliess vo deona Lütö  
soll es hüt no, als bedüto.

**FROH BEI DER ARBEIT**

# DAS LEBENSWERK KIEFER'S LEO

**D**ie heutige Technik hat allen arbeitenden Menschen, gleich welchen

Berufes, das Leben erleichtert. Früher sah man jedoch noch viele, von schwerer körperlicher Arbeit, schon im frühen Alter gezeichnete Leute. Doch, siehe da, gerade sie waren, wohl auch aus einer Gottergebenheit heraus, immer besonders frohen Mutes.

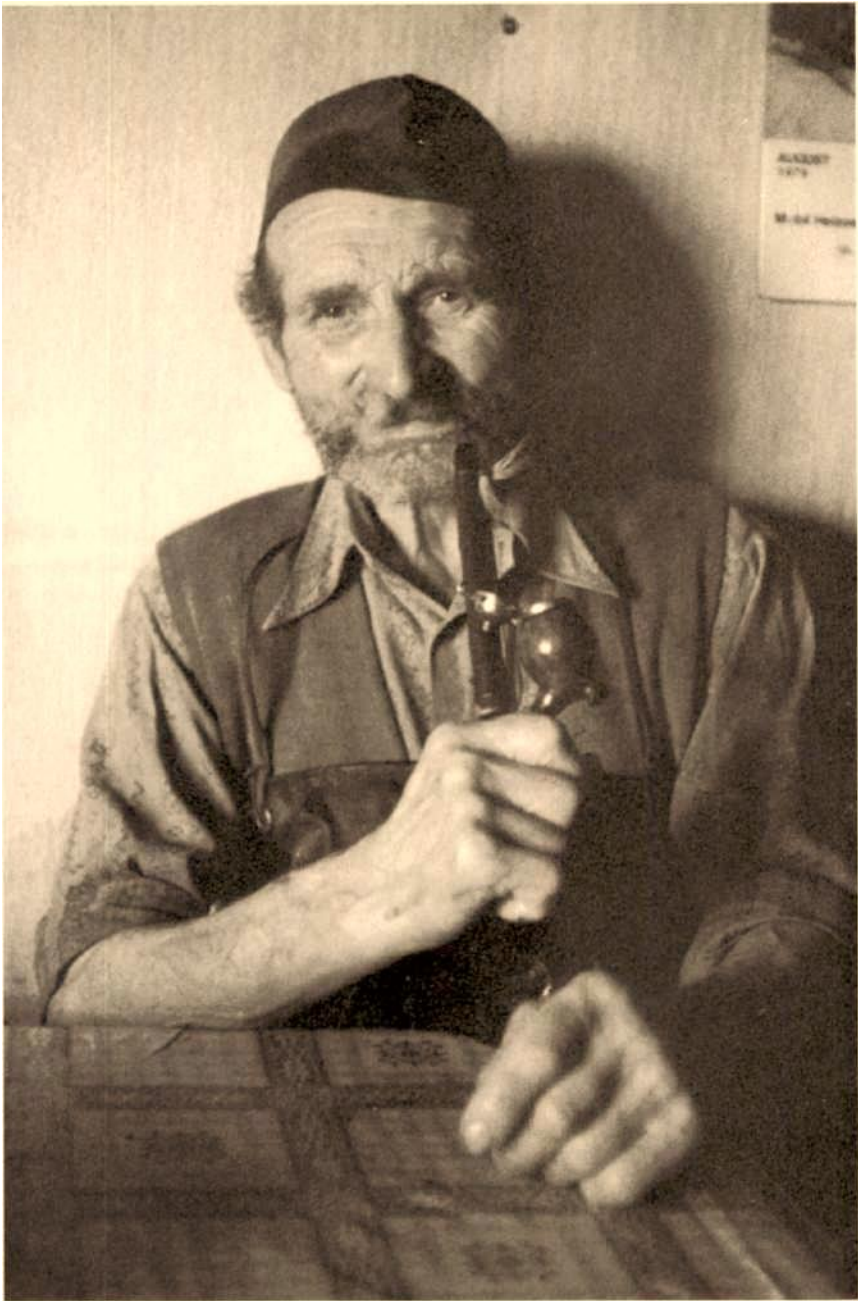
'Wer die Arbeit kennt und sich nicht drückt, der ist verrückt', so lautete aber auch ein 'vielsagender' Ausspruch. Doch verrückt geworden sind nur die Faulenzer aller Zeiten. Heutzutage versperren diese den wirklich Kranken den Platz in den Wartezimmern der Ärzte und Psychiater oder versandeln in 'Wohlbehagen', nach der Aussage des Spruches: 'Müssiggang ist aller Laster Anfang.'

Den arbeitenden Menschen sah und sieht man in der Öffentlichkeit wenig. Warum? Weil er mit sich selbst oder seiner Familie zu tun hat.

Er drängt sich nicht nach vorne. Warum? Seine Welt ist der Arbeitsplatz.

Für ihn gibt es keine Medaillen. Warum? Weil er über seine Arbeit keine grossen Worte macht.

Heute möchte ich diesen fleissigen, frohgemuten Arbeitsleuten, die uns jungen Menschen immer wieder mit grossem Beispiel vorangegangen sind, ein Denkmal errichten mit dem Geschichtle über 'Kiefer's Leo.' Solche Leo's, Michl, Seftone, aber auch Marikathrin und Annomarie und wie sie sonst alle hiessen, haben dieses Jahrhundert geprägt. In meiner engeren Heimat, aber auch sonst überall, nur mit anderen Namen und Berufen, schufen sie das Fundament für unseren Wohlstand. Mit ihrer Hände Arbeit, ohne jede Unterstützung, haben sie bei kargem Verdienst ihre vielen Kinder im glücklichen Familienkreis grossgezogen. Begonnen hat das Erdenleben von 'Kiefers Leo' aus Reuthe am 7. November 1903 auf der Fluh. Alle kennen den rauschenden Wasserfall auf der rechten Seite von Bezau kommend, auf dem Weg nach Mellau.



Kiefers Leo.

Auf einen Stock gestützt mähte Leo noch die Hofstatt und stand bis kurz vor seinem Tode jeden Morgen um 5 Uhr früh zur wackeren Mithilfe im Stalle seines Sohnes.



Er stürzt sich von steilen Felsenwänden, über denen sich dieses Berggut befindet. Früher verfütterten die Bauern das würzige Bergheu noch an Ort und Stelle vom Winteranfang bis über Weihnachten hinaus. So war es auch dort oben. Alles war glücklich vereint: 'Vieh, Kind und Kegel'. Die ersten Schwierigkeiten gab es schon auf dem weiten Schulweg, auf dem die Kinder, vielmals im Tiefschnee, ihre Spuren ziehen mussten.

So wie diese Aufgabe von Leo erledigt wurde, hat er auch alle nachkommenden Probleme zu lösen gewusst. Kein Wunder, denn er hat ein Leben lang, wie viele andere seiner Zeit, bei der Arbeit fest zugepackt. Aus dem Kinde ist ein Pfister geworden ('Büble für Alles' auf der Alpe). Dann hat er als kräftiger Stall- und Fuhrknecht, Melker, Äpler, Senner, die Stationen eines Schwerarbeiterlebens durchschritten, bis er zuletzt auch eigener Bauer wurde.

Mit ein paar Episoden aus Leos Schaffen wollen wir nicht nur diesen fleissigen Mann, sondern auch unsere Vorfahren ehren. Er ragte, auch gleichgeblieben in Sprache und Wesen, mit seiner inneren Zufriedenheit wohlthuend in unser hektisches Getue hinein.

Als beim Hüttenumbau auf der Fluh, auf die damals nur ein schmaler Saumweg führte, zwei Dutzend Sack Zement benötigt wurden, hat Leo dieses Transportproblem im Alleingang gelöst. Er packte 'auf einmal' zwei Sack (-100 kg). Dazu vermerkt Leo nicht ohne Stolz, dass er auf dem eineinhalbstündigen Weg nicht gerastet habe. Dass bei seiner Arbeit nicht nur ein starker Wille, sondern auch riesige Kräfte im Spiel waren, bewies Leo jedes Frühjahr. Auf dem sehr stark ansteigenden Südhang in der Nähe von Bad Reuthe buckelte er auf einer Holztrage nicht viel weniger kg Mist und verteilte ihn auf der ganzen Wiese vom höchsten bis zum tiefsten Punkt. Akkordarbeit ohne Ross und Wagen! Half beim (Hand)Mähen seiner Wiese, in der Nähe des Wälderbahngleises heller Mondschein mit, war das Heranrauschen des Frühzügels um sechs Uhr morgens das Signal zur Beendigung der Nachtschicht, die jedoch nach dem Frühstück, gleich zur Tagesarbeit übergang.

Im Krieg wurde für den fleissigen Leo die Einberufung immer wieder zurückgestellt. Er ist dadurch 'Fürseochar' geworden, wie man damals sagte. Dafür hat er aber auch die Arbeit für 'mehrere' getan und dazu 5 Jahre hindurch als Holzfuhmann jeden Arbeitstag sein Pferd einge-

spannt. 42 Jahre hindurch war Leo, zusammen mit seiner Frau Leopoldina 'z'Alp'.

Im furchtbaren Lawinenwinter 1954 musste Leo in seiner Vorsässhütte auf der Fluh zusehen, wie die Nachbarhütte von einer Staublawine in die Tiefe gerissen wurde. In seiner Hütte, ebenfalls mit Lawinenschnee zugedeckt, musste er mit einem Stall voll Vieh längere Zeit ausharren, bis man ihn befreien konnte. Mit geschmolzenem Schnee konnte er die Kühe noch notdürftig tränken.

Bis Tage vor seinem Tode stand Leo, hoch über Achtzig geworden, schon um fünf Uhr früh hilfsbereit im Stall seines Sohnes. Zündete er am Abend sein ' Pffle' an, war er mit Gott und der Welt zufrieden. Es freute ihn, mit allen Mitmenschen ein Leben lang gut ausgekommen zu sein und all seine Kinder in eigenen Heimen gut versorgt zu wissen.

# **DIE SCHLIMMEN DREISSIGERJAHRE**

# VORBOTEN BÖSEN GESCHEHENS

Viel Fanatismus herrschte in dieser Zeit. Die ehemalige Demokratie wurde von einem Christlichen Ständestaat, anfangs Mussolini sehr zugeneigt, fortgesetzt. So christlich dieses Staatsgebilde in der Urform eigentlich sein wollte, konnte es sich, bedroht von allen Seiten, in dem ihm aufgedrängten Abwehrkampf in der Tat nicht zeigen. Die Braunen liessen an allen Ecken und Enden Böller krachen, bis es im Juliputsch 1934 zur Ermordung des Kanzlers Engelbert Dollfuss kam. Die Roten stiegen im Februar auf die Barrikaden und wollten die Macht an sich reißen. Die Hahnenschwänzler (Heimatwehr) waren in ihren Gegenmassnahmen auch nicht zimperlich. Auf allen Seiten ist Unrecht geschehen. Alle wussten nicht mehr so recht was sie taten.



13. März 1938 in Bregenz. Im Tagblatt steht viel Neues! Jakob Meusburger †, Werner und Peter Bischof †.

Als Nachbar regierte schon seit 1933 ein Adolf Hitler, der uns vorerst einmal durch die Tausendmarksperrung den Fremdenverkehr zertrümmerte. Viele Arbeitslose schielten jedoch hoffnungsvoll hinüber nach Deutschland, wo innerhalb kürzester Zeit alle wieder (Rüstungs-) Arbeit hatten. Aber welcher Arbeitslose analysierte schon den Grund der plötzlich vorhandenen Verdienstmöglichkeit, dazu noch verheissungsvoll garniert mit KDF (Kraft durch Freude) Aktionen, Volkswagen und Volksempfänger und auch tatkräftiger Hilfe für die Bauern.

'Ich weiche der Gewalt', das waren die letzten Worte von Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg. Seine Zukunftssorge gab er in den dramatischen Worten 'Gott schütze Österreich' zum Ausdruck. Sein heroischer Abwehrkampf gegen den Nationalsozialismus endete in jahrelanger KZ-Haft.

In derselben Stunde marschierten mit klingendem Spiel, ohne jeden Widerstand, getragen von einer Woge von Jubel und Begeisterung, deutsche Truppen in Österreich ein. 'Ein Volk, ein Reich, ein Führer', so kreischte es überlaut aus Lautsprechern an allen Ecken und Enden, und es stand in übergrossen Lettern auf allen Titelseiten der parteiumfunktionierten Tageszeitungen. Auch ich stand als HJ-Pimpfen-Jungvolkführer unter den jubelnden 'Ostmärkern' und glaubte vorerst einmal restlos alles, was uns geschulte Gauredner, vielfach aus dem Altreich kommend, im Sinne eines Josef Göbbels einhämmerten. 'Heim in's Reich', war jetzt die Parole. Was diese Rückkehr bedeutete, bekam meine Familie auf einen Schlag zu spüren. Das Geschäft des Vaters, mit dem Hauptabsatz seiner Stickereierzeugnisse nach USA, war am 13. März mit einem Schlag beendet. Durch den Boykott deutscher Ware in Amerika, zu den Deutschen gehörten wir ja nun, verloren auch viele Stickerinnen ihre damals sehr begehrte Heimarbeit. Doch darüber viel Worte zu verlieren, wäre nicht angebracht gewesen. 'Gemeinnutz geht vor Eigennutz', so hiess es nun in der deutschen Volksgemeinschaft.

Wie das Leben so spielt und wie die Leute so sind, konnte man in diesen Anschlusstagen auch erleben. Darüber eine kleine Geschichte mit grossen Auswirkungen, die zu denken gibt.

Unter den Lockworten 'Das Geld liegt auf der Strasse' und einer Ankündigung von 50 Schilling bar in die Hand für jedes Neuabonnement für



Freundschaftsgespräche deutscher und österreichischer Soldaten am 13. März 1938.

das 'Vorarlberger Tagblatt' zog ich als unternehmungslustiger Jüngling einige Monate vor dem Anschluss, echt nur des Geldes wegen, ebenso kämpferisch wie vergeblich, von Haus zu Haus.

Auch die vermeintlichen Freunde kauften nicht. Politik war im Spiel. Ich war zu jung und dumm, um es vorher schon zu begreifen, dass diese Zeitung, das Gegenstück vom schwarzen Volksblatt, keiner haben wollte. Anfeindungen gab es, die mich überraschten und mir weh taten. Am Sonntag nach dem 13. März waren die Gaststuben in meinem Vaterhaus, Gasthaus Engel, übervoll mit einheimischen Gästen. Alle, alle, auch gewisse, ohne rot zu werden, wollten auf der Stelle das Tagblatt, welches nun zum NSDAP-Parteiblatt wurde. Ich schrieb den so lange leer gebliebenen Bestellblock randvoll und stand mit diesem und einer geräumigen Brieftasche in der Hand am nächsten Tag in der Verwaltung des Vorarlberger Tagblattes am Kornmarkt. Irgendeiner drückt mir ohne viel Dankesworte einen 50 Schillingschein in die Hand, als Kulanz wie er meinte. Er hatte recht, wenn er sagte, die Leute kaufen jetzt alle freiwillig das Tagblatt. Auch die Leute hatten recht, dass sie jetzt diese



'Es zittern die morschen Knochen'. Auch in Bezaun wurde marschiert.

Parteizeitung kauften, um gut dazustehen. Mir erschien es jedoch unrecht, auch dass an jeder Ecke ein viel zu lautes 'Heil Hitler' von jenen erschalle, die vorher bei den 'Andersgläubigen' ganz vorne dabei waren. Es war die Geburtsstunde der Wendehälse, welche in den Maistagen 1945 einen weiteren unrühmlichen Auftritt vollzogen, diesmal als Widerstandskämpfer der letzten Kriegstage, um bei der französischen Besatzungsarmee zu imponieren. Die wahren Helden des österreichischen Widerstandes sind in die Geschichte eingegangen, die anderen werden ihre Geschichten immer wieder machen, wenn bei günstiger Gelegenheit ein Vorteil herauschaut.

Ganz grosser Respekt jenen sechs Neinsagern in Bezaun anlässlich der Abstimmung über den Anschluss an Deutschland. Dieselbe Anerkennung gilt auch jenen 11.807 Neinsagern in Gesamtösterreich, die diesem nicht zustimmten. Auch Göbbelsche Propaganda vor den Wahlen liess sie in ihrer vorausschauenden Meinung, dass da ganz Schlimmes auf uns zukommt, nicht umstimmen. Die Augen hätte, heute zurückblickend, uns allen schon der 30. Juni 1934 öffnen müssen. Beim sogenannten Röhms-Putsch wurden mehrere Dutzend SA-Führer ohne

jede Gerichtsverhandlung ganz einfach 'erschossen'. Die Ermordung von Kanzler Engelbert Dollfuß im Juli desselben Jahres, dem in seinen qualvollen letzten Stunden jeder ärztliche und geistliche Beistand verweigert wurde, hätte auch drastisch genug gezeigt, wer da an die Macht kommt.

Auch das Ausland liess Hitler gewähren und ohne Protest einmarschieren. Doch einer der prominentesten Österreicher, Otto von Habsburg, nahm an der Abstimmung nicht teil und wurde dafür vom Landesgericht Wien I steckbrieflich wegen Hochverrats verfolgt. In einer französischen Zeitung appellierte er an die Welt, dem Unrecht am österreichischen Volke nicht tatenlos zuzusehen.

Der Krieg hat jedoch jedem, der dabei sein musste, die Augen recht bald geöffnet.



# DER LETZTE FRIEDENSSOMMER

'50 Pfennig ist der Reinverdienst,  
ein jeder muss zum Arbeitsdienst  
und dann zum Militär!'

So lautete die Parole ab März 1938. Und so sang man es auch, natürlich so laut wie möglich. Alles auf Kommando!

Am 1. April 1939 sass neben mir, in aller Herrgottsfrühe, im Bähnle ein grosser, strammer, wehrdienstverdächtiger Bursche, mit dem ich bald ins Gespräch kam. Es war Albert Berlinger aus der Krone in Au. Gleich wussten wir, dass beide dasselbe Ziel hatten. Es war das Reichsarbeitsdienstlager Rankweil/Brederis.

Es kam auch zu einer Freundschaft die ganze Arbeitsdienstzeit hindurch und späterem teilweisem Zusammensein im Kriege in der 57. ID. Keiner hätte an diesem friedlichen Vorfrühlingsmorgen daran gedacht, was da schon im Herbst so Unfriedliches auf uns zukommen sollte. Albert, dieser fleissige, gescheite, wertvolle Mensch und liebenswerte Kamerad, ist dann auch als einer der ersten im Kriege gegen Russland gefallen.

Bis Doren/Sulzberg ging alles gut. Doch dort gab es einen gewaltigen Stop. Unser Bähnle stand vor einer riesigen Mure, die erst kurz vorher abgegangen ist.

Erst nach stundenlanger Verspätung kamen wir zwei Wälderbahnfahrer im Lager an. Gerne hätten wir einem grossmäuligen, o-beinigen Truppführer, stolz in Hochglanzstiefeln steckend, den Grund unserer Verspätung mitgeteilt. Doch der Kerl, protzig am Lagereingang stehend, brüllte nur: 'Hinlegen, Auf, Marsch, Marsch', so laut, dass es ihm die Stimme überschlug. Wir legten uns hin und sprangen wieder auf, mit dem Pappkarton in der Hand, noch in Zivil, so lange er es wollte. Wir wussten nun, was uns da bevorstand.



RAD-Trupp I vor der Baracke im Lager Brederis. Vordere Reihe: 2. Werner Bischof, 3. Albert Berlinger. Hintere Reihe: 1. Alfons Fischer, 3. Hans Pitschmann.

Um wenigstens einigen Schikanen zu entgehen, hob ich dann auch beim Morgenappell am nächsten Tag die Hand ganz hoch, als gefragt wurde, wer Maschinschreiben kann. Tatsächlich bekam ich dann auch eine ruhige Kugel zu schieben, wie man damals so sagte – als Postordonnanz. Täglich radelte ich frohgemut nach Rankweil zur Post und fühlte mich auch mit der Erledigung anderer Botengänge wie ein König. Bei den Kameraden stand ich hoch in der Gunst, weil ich ihnen vielmal etwas besorgen konnte, Liebesgrüsse übermittelte und die Post – verbotenerweise – oft schon früher herausgab.

Doch ich war im ersten Trupp und über 1.80 Meter gross. Dieses wurde mir zum Verhängnis. Da gab es einen Feldmeister Olapinsky, ein ganz schlimmer, mit überstramm-preussischen Manieren, der mich eines Tages zum Nürnberg-Zug holte. Nun wurde auch ich dort gedrillt, wie die anderen Kameraden gleicher Grösse. Spatengriff und Stechschritt wurde exerziert für den 'Parteitag des Friedens'. Immer und immer wie-

der, auch unter Trommeltaktschlägen dieses schwächtigen Männleins, welches nur in der stolzen Uniform so mächtig wirkte und wie ein Tierbändiger auftrat.

Doch an Stelle dieses Friedensaufmarsches in Nürnberg gab es nur noch 'Unfrieden'. Sechs Jahre lang. Für viele von denen, die es überstanden haben, als Draufgabe noch lange Zeit Gefangenschaft.

In diesem letzten Friedenssommer blühten und dufteten in unserem Arbeitsgebiet im Rankweiler Ried hundertausende blaue Schwertlilien.

Zum Abschied..., für gar viele von uns, die den Krieg nicht überlebten, war es der letzte Gruss aus dem schönen Ländle.

# DER KRIEG



Als Rekrut in Freising.

# DER KRIEG

Am frühen Vormittag des 1. September 1939 wurden wir Arbeitsmänner der RAD-Abteilung 1/331 'Josef Siegmund Nachbauer' in Rankweil aus unseren Drainagegräben herausexerziert und im Laufschrift auf den Appelplatz des Lagers in Brederis (heutige Kunertfabrik) gejagt. Voll verdreht und mit keuchendem Atem vernahmen wir die bewegte Stimme 'des Führers', der uns vom deutschen Reichstag aus, über den in Eile aufgestellten Lautsprecher berichtete, dass er den grauen Rock wieder angezogen habe, und ab 4 Uhr 45 an der polnischen Grenze 'zurückgeschossen' wird. Mit der darauffolgenden Kriegserklärung von Frankreich und England am 3. September begann 'offiziell' der uns 'aufgezwungene' Krieg. Mit diesem Sprachschatz versuchte man uns dieses schreckliche Geschehen 'schmackhaft' zu machen. Der Umstand, dass Frankreich und England Deutschland den Krieg erklärten und nicht umgekehrt, bewirkte wohl diese Auslegung. Von den vorausgegangenen Provokationen Hitlers am laufenden Band wurde nicht gesprochen.

Von meinem Kriegskameraden Alfons Fischer aus Wolfurt, der mit mir auch im gleichen Arbeitsdienstlager war, wurde im September 1992 in der Zeitschrift 'Heimat Wolfurt' das Tagebuch über seine Kriegserlebnisse veröffentlicht. Ähnliches wie er, haben ungezählte unbekannte Soldaten auch mitgemacht. Dank der Offenheit seiner Worte darf man ihm das Prädikat verleihen, stellvertretend für die Kameraden, die ebenso unfreiwillig diesem furchtbaren Geschehen ausgesetzt waren, zu sprechen. Man spürt die ungeschminkte Wahrheit aus seinen knapp bemessenen Aufzeichnungen. Erlebnisse aufzuschreiben, Kriegs- und Gefangenschaftsjahre hindurch, bedrängt von allen Seiten, braucht einen starken Willen. Dazu auch schriftstellerisches Können, um so gewaltiges Geschehen in Kurzform festzuhalten. Den Arbeitsdienst, die militärische Ausbildung in Freising, den ersten Kriegswinter, den Frankreichfeldzug und Winterstationierung in Legau haben wir gemeinsam durchgemacht. Dann haben sich unsere Wege, auch im späteren Einsatz in Russland, geteilt.



Mit Alfons Fischer zog ich in den Krieg

## DER SOLDAT

Ohne 'Hurra'  
ist er ausmarschiert.  
Ohne 'Trara' herumgeirrt.  
Im Kampfe verdorben  
gestorben  
mitgehangen, gefangen.  
Um Jahre betrogen  
heimgezogen.  
Das sind die Taten  
der Soldaten.  
Schluss mit dem Getue  
lasst ihn in Ruhe!

# Kriegstagebuch

Im Jahre 1939 wurde der 19jährige Maturant Alfons Fischer in den Krieg einberufen. Sieben Jahre später – sieben lange bittere Jahre – kehrte er heim. An fernen Fronten zum Mann gereift, ausgezeichnet, verwundet, gefangen! Nun packte er seine in engen Bleistiftnotizen geschriebenen Tagebücher samt dem Eisernen Kreuz und dem Verwundetenabzeichen in eine Schachtel und versorgte sie – gleichsam mit den sieben verlorenen Jahren seiner Jugend – am Dachboden.

Fast 50 Jahre später hat er sie nun wieder gesucht. Ihn bedrängen die Fragen unserer jungen Generation. Junge Historiker von links und von rechts bieten oft zu einfache Antworten an. Umso wichtiger ist es, dass Alfons Fischer uns allen und ganz besonders den ehrlich suchenden Geschichtsforschern seine Tagebücher zur Verfügung stellt. Sie sind weder ein Heldenepos noch ein Sensationsbericht. Manche Seiten wirken trocken und

langweilig – das gab es im Krieg auch! An anderen Stellen überschlagen sich die Ereignisse – da war keine Minute frei, weder zum Schlafen noch zum Schreiben! Gerade dadurch aber werden die Aufzeichnungen zu einem wertvollen ehrlichen Dokument.

Alfons Fischer, Jahrgang 1920, ist neben drei jüngeren Schwestern der einzige Sohn einer Wolfurter Bauernfamilie. Auch Vater Hans-Jürg war sieben Jahre Soldat gewesen, davon vier im Ersten Weltkrieg. Nun hielt er sich von politischer Tätigkeit zurück. Aus ihrer christlichen Weltanschauung machte die Familie aber kein Hehl. Daher gehörte Alfons als Realschüler dem Reichsbund der Kath. Jugend und später der Pfarrjugend an. Diese Vorbemerkung soll dem besseren Verständnis einiger Urlaubsschilderungen dienen. Doch lassen wir nun die Tagebücher sprechen!





# Tagebuch eines Wolfurters zwischen 1939 und 1946

## Vorwort

Der Krieg in Jugoslawien, der Tod von zwei Kriegskameraden und die Kontaktaufnahme mit meinem seit 1947 in russischer Gefangenschaft todegeglaubten Ladekanonier und Funker, an Weihnachten 1991, waren der Anlass, meine Kriegstagebücher auszugraben und aufzuarbeiten.

Aufgrund meiner politischen Herkunft und der Tatsache, dass ich vom 1.4.1939 bis 19.4.1946 Uniformen tragen musste, liegt es mir fern, den Krieg zu glorifizieren. Ganz im Gegenteil, ich möchte versuchen, meinen Kindern und Enkeln den Wahnsinn des Krieges anhand meines Schicksals, das ein Millionenschicksal war, aufzuzeigen. Ich möchte aber auch darauf hinweisen, dass der Krieg und die Gefangenschaft unsere Generation Toleranz, Bescheidenheit und Kameradschaft gelehrt hat und unser Leben sicher stärker geprägt hat, als z.B. das Wirtschaftswunder.

Die Kriegskameradschaft wird heute gerne als Hobby der Ewiggestrigen abgetan. Bedingungslose Kameradschaft, wie sie oft in ausweglos erscheinenden Situationen erlebt wurde, schätze ich auch heute noch hoch ein. Sie hat mit Kameraderie nichts zu tun. Ein Beispiel: die vier Mann im Sturmgeschütz waren auf Leben und Tod aufeinander angewiesen und haben das letzte Stück Brot miteinander geteilt. Solche Kameradschaften haben als Freundschaften die Jahrzehnte überdauert. Der jungen Generation, die diese Zeit wohl kaum nachvollziehen kann, möchte ich trotzdem Toleranz und echte Kameradschaft wünschen.

Kriegerdenkmäler werden heute zum Teil als Kultstätten der Heldenverehrung diskriminiert. Wer an der Front und in Gefangenschaft war und wer die Bombenangriffe auf die Städte erlebt hat, der weiss, unter welch unmenschlichen Bedingungen Soldaten und Zivilisten gefallen, verbrannt oder verhungert sind. Wer davongekommen ist, liest die Tafeln der Verwandten, Schulkameraden und Mitbürger mit Trauer. Das hat mit Heldenkult nichts zu tun. Er gedenkt der vielen Millionen Toten in Pietät. Ich glaube diese Pietät steht auch den Hinterbliebenen in der zweiten und dritten Generation zu.

Ein Wort zu den Tapferkeitsauszeichnungen: Das Birkenkreuz und das Eiserne Kreuz lagen meist haarscharf beisammen. Ausgezeichnet wurden im Allgemeinen nur die Überlebenden. – Und in der grössten Not waren sehr viele tapfer –

Wenn man seine Kriegstagebücher nach mehr als 45 Jahren nachliest, dann fällt einem sofort auf, dass sehr vieles aus dem Soldatenalltag. Namen und Orte, aber auch manche Einsätze, in Vergessenheit geraten ist. Ganz Gescheite werden dazu sofort sagen, das

haben sie alle ja gerne vergessen und verdrängt. Tatsache ist aber, dass man die härtesten Fronteinsätze, die Gefangenschaft in den Hungerlagern und echte Kameradschaft weder verdrängen noch vergessen kann.

Es kommt einem aber auch deutlich wieder zu Bewusstsein, von wievielen Fügungen das Überleben in dieser Zeit abhängig war. Glück ist dafür sicher eine zu simple Erklärung. Die Tagebücher enthalten eine Fülle von Fakten, Daten und persönlichen Eindrücken, vom Wetter angefangen, über Landschaftsformen, Landnutzung, Strassenzustand. Wohnverhältnisse, Leben der Bevölkerung, Leben in den Kasernen. Ruhequartieren und Gefangenenlagern. Überleben im Einsatz, Aktivitäten im Urlaub. Namen von Urlaubern etc.

Ein grosses Problem war die Langeweile. Kinos gab es überall, bis in die Soldatenheime hinter der Front. Ich habe, wie Millionen Soldaten, in diesen Jahren sehr viele Filme gesehen und alle Titel aufgeschrieben. Ich habe sie nicht gezählt, aber es waren Hunderte. Ich habe auch die Gottesdienste in den Garnisonskirchen, bei den Fronteinheiten und in den Gefangenenlagern aufgeschrieben. Daraus ist zu ersehen, dass bei der Wehrmacht die Nationalsozialisten sicher nicht überall präsent waren.

Politische Einschätzungen fehlen in den Tagebüchern zur Gänze, das war damals für mich zu riskant.

Die folgenden Aufzeichnungen sind daher nur eine grosse, trockene Übersicht über diese Jahre, auf weite Strecken im Telegrammstil.

## Der Weg in den Krieg

**Jänner 1939.** Da ich der Hitlerjugend nicht beigetreten bin, wurde mir die Ablegung der Matura verweigert. Nach der Meldung als vorzeitig Dienender zum Reichsarbeitsdienst wurde ich zugelassen.

**20.2. – 22.2.1939.** Vorgezogene schriftliche Matura.

**14.3.1939.** Musterung zum Reichsarbeitsdienst.

**15.3.1939.** Einmarsch deutscher Truppen in der Tschechoslowakei und ungarischer Truppen in Karpatorussland.

**21.3.1939.** Mündliche Matura, am gleichen Tag Einberufungsbefehl zum Reichsarbeitsdienst.

**1.4. – 2.10.1939.** Arbeitsmann im Lager 1/331. Rankweil/Brederis. Dieses Halbjahr war eine ungute Zeit mit Schikanen aller Art, vor allem für die zahlreichen Maturanten. Das Führercorps war mittelmässig und bestand zum Teil aus Angehörigen der Österreichischen Legion. Im ersten Vierteljahr wurden im Rankweiler Ried, damals händisch, Drainagearbeiten durchgeführt. Ältere Leute haben vielleicht noch eine Vorstellung von der Dreckarbeit im dritten Stich, die ein Vorrecht der Maturanten war. Im zweiten Vierteljahr wurde der Fritzligaben in Brederis, als Vorfluter für die grossen Drainagesysteme ausgebaut. Der Aushub wurde mit Rollwagen über Geleise verführt. Das war eine schönere Arbeit.

Als Angehörige des Parteitagzuges für den «Reichsparteitag des Friedens» mussten wir nur am Vormittag arbeiten und wurden am Nachmittag brutal geschliffen. Zum

Parteitagzug kam man ausnahmsweise nicht nach der politischen Verlässlichkeit, sondern nach der Körpergrösse.

Damals blühten und dufteten im Rankweiler Ried hunderttausende blaue Schwertlilien. Heute stehen dort die Aussiedlerhöfe – und Schwertlilien sind eine Rarität.

**23.5. – 1.6.1939.** Das Lager 1/331 geht in Urlaub, ich war bei den 20 Mann Lagerwache.

**2.6. – 9.6.1939.** Die Lagerwache geht in Urlaub. Das Lager Brederis marschierte in Feldkirch dreimal durch die Fronleichnamsprozession und sang ein zeitgemässes Lied, dessen Refrain ich mir über die Jahrzehnte gemerkt habe: «Was hat einer deutschen Mutter Sohn, mit Papst und den Pfaffen zu schaffen.»

**9.8.1939.** Musterung zur Wehrmacht. Gebirgsnachrichten Landeck.

**1.9.1939.** Einmarsch der deutschen Truppen in Polen.

## Beginn des Zweiten Weltkrieges

«Der Reichsparteitag des Friedens» wird abesagt.

**3.9.1939.** England und Frankreich erklären Deutschland den Krieg.

**17.9.1939.** Einmarsch russischer Truppen in Ostpolen.

**25.9.1939.** Erster Luftangriff auf Friedrichshafen.

**3.10.1939.** Die Mannschaften des Lagers 1/331 werden überraschend in den Wehrkreis München überstellt. Rankweil – Bregenz – München – Freising.

**4.10. – 19.11.1939.** Rekrut bei der Nachrichten-Ersatz-Batterie 157 Freising. Ausbildung zum Fernsprecher. Kasernenleben. Fussdienst. Unterricht, Sport. Schiessen, Übungen im Gelände etc. Hier herrschte ein gutes Klima, wir kamen uns nach Brederis fast wie im Urlaub vor. In unserer Stube waren lauter Vorarlberger.

**6.10.1939.** Mit der Kapitulation des polnischen Generals Kleeberg erlischt der letzte geschlossene Widerstand polnischer Truppen. – Es gab weder eine Kriegserklärung noch eine Kapitulationsurkunde.

**10.11. – 11.11.1939.** Erster Kurzururlaub als Rekrut.

**20.11.1939.** Abstellung zur Bayrischen 57. Infanterie Division, die gerade aus Polen zurückverlegt wurde. Freising – München – Ingolstadt – Nürnberg – Würzburg – Hanau – Gelnhausen in Hessen – Nassau.

**21.11.1939.** Ankunft in Dorf Kassel bei Gelnhausen. Die Einheiten lagen in den Dörfern zwischen Hanau und Gelnhausen in Privatquartieren. Als Fernsprecher wurde ich der 5. Batterie zugeteilt. Wir waren jetzt nur noch drei Vorarlberger unter lauter Bayern und haben einige Zeit gebraucht, bis wir Ernst und Spass der kernigen Sprüche auseinanderhalten konnten. Eine Batterie hatte vier leichte Feldhaubitzen, Kaliber 10,5 cm. Die Geschütze und das Beobachtungsfahrzeug wurden 6-spännig, die Munitionsfahrzeuge 2-spännig und der übrige Tross 2- oder 1- spännig gefahren. Die Batterie hatte ca 130 Mann und etwa gleich viele Pferde.-Zuerst war ich Melder und musste täglich mit dem Fahrrad ins übernächste Dorf nach Lauterbach zur Abteilung fahren, um Post und Befehle abzuholen.

**18.12.1939.** Der Futtermeister ist darauf gekommen, dass ich Maturant bin und hat mir gleich zwei Unteroffizierspferde zugeteilt. So wurden Futterfassen, Tränken, Füttern, Striegeln, Ausmisten, Auf- und Absatteln und Pferdeapelle, mit Ausnahme der Einsätze

in Frankreich, mein Nebenjob bis Herbst 1940. Aber der Stalldienst hatte auch seine guten Seiten. Eine Kontrolle der im ganzen Ort verstreuten Ställe war kaum möglich. So konnte man zwischendurch immer wieder ins Quartier abhauen. Ich hatte ein gutes Quartier, dort stand immer eine Kaffeekanne auf dem Herd, und auf grossen Blechen gab es abwechselnd Streusselkuchen, Apfelkuchen oder Zwetschkuchen. Ich konnte auch Kameraden mitbringen, die es nicht so gut getroffen hatten. Da mein Stall am Ende des Dorfes lag, bin ich oft auf eigene Faust ausgeritten. Der Winter war sehr kalt und schneereich. Bei den vielen Tag- und Nachtübungen im waldreichen, hügeligen Vorspessart gab es viele Zwischenfälle mit Pferden und Fahrzeugen.

### **Heimurlaub**

**6.2. - 13.2.1940.** Gelnhausen – Frankfurt – Darmstadt – Mannheim – Heidelberg – Stuttgart – Ulm – Bregenz.

**8.2.1940.** Am Abend wegen der Belanglosigkeit der schlechten Verdunklung der Fahrradbeleuchtung, Wortwechsel mit einer 3 Mannstreife des NS-Krafftfahrkorps.

**9.2.1940.** In der Früh hat mich ein Lauteracher Gendarm, ein Kaiserjägerkamerad meines Vaters, über die Anzeige und eventuelle Folgen informiert und die weitere Vorgangsweise besprochen.

**10.2.1940.** Einvernahme beim Posten Lauterach.

**12.2.1940.** Vorladung zur Gestapo (Geheime Staatspolizei) in Bregenz. Der Beamte hat mir nach einem kurzen Gespräch alles Gute als Soldat gewünscht.

**12.2.1940.** Friede zwischen Russland und Finnland nach 104 Tagen Winterkrieg.

**5.4.1940.** Verlegung der Batterie nach Mittelgründau in Oberhessen nahe Hanau, wieder Privatquartiere.

**9.4.1940.** Einmarsch deutscher Truppen in Dänemark, Landung in Norwegen.

**24.4.1940.** Scharfschiessen am Truppenübungsplatz Villbach, zum erstenmal Granaten heulen gehört und die Einschläge vor der Beobachtungsstelle gesehen.

## **Frankreich**

**10.5.1940.** Einmarsch deutscher Panzerverbände in Luxemburg, Belgien und Holland.

**11.5.1940.** Alarm! Fertigmachen zum Abmarsch.

**12.5.1940.** Bahnverladung in Wächtersbach – Frankfurt – Mainz – Koblenz – Andernach. Marsch nach Kripp am Rhein.

**14.5. - 17.5.1940.** Marsch durch das Ahrtal und die Eifel. Altenahr – Ahrweiler – Pelm – Gerolstein – Matzerath – Lüneberg – Westwallbunkerlinie – Dasburg.

**18.5. - 20.5.1940.** Mittags bei Dasburg die Deutsch-Luxemburgische Grenze überschritten – Clerv – die Bevölkerung war teilweise deutschfreundlich, Blumen und Zigaretten – 20 Uhr die Luxemburgisch-Belgische Grenze überschritten – Bastogne – erste Zerstörungen, erste Verwundeten und Gefangenentransporte – St.Hubert – Maissin – Oure – Graide – Bièvre – um Mitternacht bei Nahon die Belgisch-Französische Grenze überschritten.

**21.5. - 23.5.1940.** Fontaine de Brület – Monthermé, die Maas auf einer Pionierbrücke überschritten, das erste Grab, zwei französische Flieger, ein Kilometer weiter das zweite Grab, vier deutsche Soldaten – Mazures – Bourg Fidèle – Etalle/Vervins – Le Pont de Pierre – Bossus – Auberton – Martigny – Hirson – Vervins. Wir haben jetzt 14 Tage Gewaltmärsche von 40 bis 60 Kilometer hinter uns, immer hinter den Panzerdivisionen

her. Die paar Stunden geschlafen haben wir fast nur im Freien, wegen der Pferde unter den Fahrzeugen. Den Grundsatz der bespannten Truppen «zuerst das Pferd und dann der Mann» habe ich bis zur Neige erlebt. Ohne die Mithilfe der Kameraden wäre die Versorgung der Pferde nicht möglich gewesen. Manches Pferd ist im Zug zusammengebrochen und musste erschossen werden. Nachschub gab es genug, da Vieh und Pferde überall herrenlos herumliefen.

Die deutsche Luftwaffe hatte die Luftüberlegenheit und trat Tag und Nacht massiv in Erscheinung. Aber auch französische und englische Flugzeuge griffen die Marschkolonnen immer wieder mit Bomben und Bordwaffen an.

Die Bilder an der Vormarschstrasse: Überall Zerstörung, verlassene Stellungen und Dörfer, abgeschossene Panzer, ausgebrannte Fahrzeuge, gesprengte Brücken, zerschossene Batterien, abgeschossene Flugzeuge, zerstörte Dörfer, Flüchtlingskolonnen, Gefangene, Verwundete, Tote.

Dazwischen gab es wieder unzerstörte Landstriche wie im Frieden.

**24.5. – 27.5.1940.** Marsch parallel zur Front, das Geschützfeuer wird stärker, nachts brennen Dörfer, das Durcheinander nimmt zu. Origny St.Benoîte – Hornblières – St.Quentin – Péronne – Bopaume – St. Albert – Bellenglise – Basentin – Fixcourt. Schon seit Tagen immer wieder grosse Soldatenfriedhöfe aus dem Ersten Weltkrieg, eine beklemmende Kulisse zu den übrigen Zerstörungen.

**28.5. – 4.6.1940.** Ablösung einer Panzerdivision, die bis ans Meer durchgestossen ist. Erste Feuerstellung bei Flessèles an der Somme, in der Nähe von Abbéville. Feuertaufe beim Leitungsbau im schweren Artilleriefeuer. Noch in der Nacht Stellungswechsel nach Bellancourt. Richtung Abbéville. Stellungskrieg und schwere Abwehrkämpfe an der



Rast an der Vormarschstrasse in Frankreich

Somme. Wir waren fast Tag und Nacht, je zwei Fernsprecher auf uns alleingestellt unterwegs, um die zerschossenen Telefonleitungen zwischen der Beobachtungsstelle und der Batterie zu flicken und aufrecht zu erhalten. In der Weygandlinie lagen uns englische und französische IS To- und 32 To-Panzer, starke gutschießende Artillerie, Engländer, schottische Hochländer, Franzosen und französische Kolonialtruppen gegenüber. Sie versuchten immer wieder mit grosser Überlegenheit, zum Teil sechs- bis achtmal am Tag, vor allem die Brückenköpfe in Abbéville und St.Valéry zu nehmen. Unsere Infanterie- und Pakkompagnien hatten schwerste Verluste. Unsere Pak war den schweren französischen Panzern nur zum Teil gewachsen. So wurden Flakbatterien vorgezogen und im direkten Schuss eingesetzt, das waren Himmelfahrtkommandos. Unsere Batterien haben fast pausenlos auf zahlreiche gegenüberliegende Ziele geschossen. Es gab auch zahlreiche Stukaangriffe auf Panzerbereitstellungen und Artilleriestellungen. Unsere Beobachtungsstelle kam immer stärker unter Beschuss. Wir haben unsere Löcher zwischen den Einsätzen tiefer gegraben und wurden so von Verlusten bewahrt. Pferde hat es aber immer wieder erwischt.

**5.6. – 8.6.1940.** Nach starker Artillerievorbereitung begann um 4,30 Uhr früh auf breiter Front der Angriff und der Durchbruch durch die Weygandlinie. In unserem Abschnitt kam der Angriff, bei massiver Gegenwehr bald zum Stehen. Nach mehreren Stukaangriffen und dem Einsatz von 40 Panzern ging es weiter.

Abbéville – Huppy – Pultières – Doudelainville – Oisment – Monflières – Mesnil/Endin – bei Francours die Bresle erreicht. Das war für unsere Batterie die letzte Feindberührung unter schwerem Artilleriebeschuss. Da die Telefonleitung durch einen Wald



Die ersten Soldatengräber

verlief, kreperten laufend Granaten in den Bäumen. Das war ein verdammt ungueter Einsatz. Bei den mehrfachen Stellungswechseln dieser vier Tage sind wir Fernsprecher schwer zum Handkuss gekommen. Es gab laufend Feuerüberfälle der französischen Artillerie und Fliegerangriffe. Die Infanterie zahlte wiederum einen hohen Blutzoll.

**9.6. – 13.6.1946.** Die Franzosen und Engländer leisten nur noch hinhaltenden Widerstand und räumen nachts immer ihre Stellungen.

In der Nacht sieht man immer noch brennende Dörfer. Aber die Zerstörungen nehmen ab. Die Zivilbevölkerung ist teilweise dageblieben. An den Strassen liegt massenhaft französische und englische Ausrüstung. Vor allem die Engländer haben auf ihrer Flucht nach Dünkirchen grosse Fahrzeugkolonnen zurücklassen müssen. Wir lebten sehr gut aus den englischen Verpflegsbeständen. Wir marschieren wieder in Gewaltmärschen hinten nach, immer parallel zur Atlantikküste.

Rieux – Grandcourt – Notre Dame d'Alièrmont – Neufchatelle – Doudeville – nördlich Rouen – Lillebone – Bolbec.

**14.6 – 16.6.1946.** Wir erreichen in Fécamp die Atlantikküste und beziehen Stellungen zum Küstenschutz. Unsere Beobachtungsstelle ist eine Villa über der Steilküste mit herrlichem Blick auf das Meer, auf die Hafenstadt und im Dunst auf die Kreidefelsen der englischen Küste. Hier herrschte tiefer Friede. In der Stadt gab es um einen Schund zu kaufen, was das Herz begehrt. Nach einem Monat wieder ein Dach über dem Kopf, ordentlich gewaschen, ausgeschlafen, heimgeschrieben. Ein Leben wie Gott in Frankreich.

**17.6. – 24.6.1946.** Alarm! Aus mit dem schönen Leben. Toqueville – Antretot – Yvetot – Barentin – Rouen – Elbeuf – Conches – nördlich Laigle.

Nördlich und südlich Rouen waren weite Landstriche unversehrt. Hier waren nur noch grössere Städte durch Bombardierungen schwer getroffen. In Rouen waren rund um den Dom ganze Stadtviertel zerstört, in den Trümmern hat es noch geraucht. Die Seine wurde über eine Kriegsbrücke aus Handelsschiffen überschritten. Die Seine ist bis Rouen für Hochseeschiffe befahrbar. Überall sind grosse Flüchtlingskolonnen nach Norden in ihre Dörfer, zu Fuss, mit Fahrrädern, Kinderwagen, Handwägelchen, Ochsenkarren, Pferden, Pferdefuhrwerken. Autos mit vorgespannten Pferden etc. unterwegs. Das waren Elendsbilder, Frauen haben um ein Stück Brot für ihre Kinder, und Mädchen um Zigaretten gebettelt.

#### **Ab Null Uhr ruhen die Waffen in Frankreich.**

**25.6.1946.** Die Nachricht erreichte uns um 1.30 nachts auf dem Marsch östlich Argentan.

**26.6. – 11.7.1946.** Argentan – Mauvaisville. Hier Bezug von Ruhequartieren. Ausgeschlafen, nach sechs Wochen Wäsche gewechselt, Uniformen gewaschen, in der Orne gebadet. Briefe geschrieben, Pferde betreut, ich hatte wieder meine zwei Reitpferde, Fahrzeuge und Geräte instandgesetzt. Nach 14 Tagen begann schon wieder die Spinnerei. Apelle, Fussedienst, Sport etc. Aber im Allgemeinen war es nach den Strapazen der letzten 6 Wochen doch eine ruhige Zeit.

Pferde betreut, ich hatte wieder meine Wochen, doch eine ruhige Zeit.

**12.7. – 14.7.1946.** Weitermarsch nach Norden – östlich Falaise nach St. Pierre du Fresne, ein Schloss südlich Caen.

**15.7. – 26.7.1940.** Schon fast kasernenmässiger Zopf im Schloss.

**27.7. – 28.7.1940.** Weitermarsch nach Norden, nach Mesnil de Bures bei Caen, in einen grossen Gutshof.

**29.7. – 25.8.1940.** An meinem 20 Geburtstag den Urlaubsschein erhalten.

Caen – Lisieux – Evreux – Paris – Compiègne – Laon – Charleville – Dinant – Arlon – Luxemburg – Trier – Koblenz – Frankfurt – Stuttgart – Bregenz.

Zwischen Paris und Luxemburg waren praktisch alle Brücken gesprengt und in allen Ortschaften und Städten Zerstörungen zu sehen.

**2.8. – 21.8.1940.** Daheim Heuernte, Aktivitäten bei der Pfarrjugend mit Kaplan Giesinger.

**26.8.1940.** Nach der Rückkehr sofort zum Rapport befohlen. Batteriechef Hauptmann Winterstein, ein alter k.k. Offizier und Bankdirektor aus Salzburg, zeigte mir einen Brief der NS-Ortsgruppe Wolfurt. Der Spiess las mir den Brief vor, der mich als Schwarzen und damit als schlechten Volksgenossen abqualifizieren sollte. Er zerriss dann den Brief mit der Bemerkung: «Damit du siehst wo er hingekommen ist.»

**26.8. – 31.10.1940.** Meist ruhiger Dienst, dazwischen Spinnerei, oft mit dem LKW der Batterie an die Küste nach Cabourg zum Baden gefahren.

Jede Woche mindestens einmal an die Orne-Mündung marschiert und dort auf schwimmende Ziele im Meer geschossen. (Die Alliierten sind dann u.a.1944. genau dort gelandet)

Zwischendurch waren in den mondänen Badeorten Cabourg, Deauville und Trouville zusammen mit Gebirgsjägern

Verladeübungen auf Pfräme, für eine eventuelle Landung in England. Bei dieser Gelegenheit habe ich meinen Cousin Luitpold Weh aus Bregenz getroffen. Die Pferde hatten auch gute Zeiten, da sie meist auf der Weide waren. Zwischendurch sind wir oft ausgeritten.

Caen war eine geschichtlich interessante Stadt mit vielen alten Kirchen. Klöstern und Gebäuden. Zur Truppenbetreuung gab es ein Soldatenheim. Theater und Kinos. (Caen wurde 1944 während der Invasion dem Erdboden gleichgemacht.) Englische Jäger und Bomber haben uns oft überflogen, aber nie bei uns abgeladen, In Summe waren das friedliche, ruhige Monate in einer schönen Gegend.

**17.10.1940** Mit der Bahn zur Stadtbesichtigung nach Paris gefahren.

**25.10. und 26.10.1940.** Zweimal je 100 Kilometer nach Bayeux zum Brennholz holen gefahren. Die wunderschöne Kathedrale besichtigt.



Ende Oktober Pferde, Walfen und Gerät Einmarsch in das zerstörte Abbéville.



übergeben. Verschiedene Einheiten scheiden aus der 57. Infanterie-Division aus und kommen nach Deutschland zu einer Neuaufstellung.

Unsere Division ist in sechs Wochen 1'200 km marschiert und hat an der Somme und beim Durchbruch durch die Weygand Linie mit 452 Toten und 1'400 Verwundeten die grössten Verluste aller in Frankreich eingesetzten Divisionen erlitten. Im Bereich der Division wurden 135 Panzer abgeschossen.

**30.10.1940.** Grosser Abschiedsabend. Bischof Werner aus Bizau und ich bekamen das EK II für unsere gemeinsamen Einsätze als Fernsprecher.

**31.10 - 3.11.1940.** Caen – Argentan – Alençon – Tours – Vierzonville – Bourges-Nevers – Le Creusot – Dijon – Gray – Vesul – Belfort – Mühlhausen – Strassburg – Karlsruhe – Stuttgart – Ulm – Memmingen – Legau im Allgäu.

### Wieder in Deutschland, Lazarett:

**4.11. - 13.12.1940.** Mit Musik und schönen Worten empfangen und in guten Privatquartieren untergebracht. Sturer kasernenmässiger Dienst und Schikanen, dass sich sogar der Ortsgruppenleiter eingemischt hat. An drei Wochenenden konnten wir drei Vorarlberger zu einem Kurzurlaub heimfahren.

Es hat sicher viele fanatische Nationalsozialisten, aber auch sehr viele Andersgläubige gegeben. Auch unter alten Nationalsozialisten gab es selbstverständlich anständige Leute. Ich war über ein Jahr mit zwei Münchner Blutordensträgern, beide waren Funker, hautnah am gleichen Fahrzeug im Einsatz und in vielen Massenquartieren zusammen. Sie waren beide dreissig Jahre älter als ich. haben es in der Partei zu nichts gebracht, waren gute Kameraden, haben nie politisiert und hatten die Nase noch voller als wir Jungen. Sie haben den Polen- und Frankreichfeldzug mitgemacht und wurden in Legau aus Altersgründen entlassen.

**1.12.1940.** Zum Gefreiten befördert.

**14.12.1940. - 5.1.1941.** Heimaturlaub, am 19.12.1940. mit hohem Fieber erkrankt, daheim gelegen, am 31.12.1940 nach Bregenz zur Untersuchung, Tuberkuloseverdacht. In den Reservelazaretten Riedenburg und Gaisbühel nicht untergekommen.

**5.1.1941.** Nach Legau eingerückt, im Kreiskrankenhaus weitere Untersuchungen.

**8.1. - 29.1.1941.** Nach München ins Resevelazarett Schwabing überstellt. Am 13.1.1941 nach gründlichen Untersuchungen der Befund: Schwere Bronchitis. Das wäre eine grosse Erleichterung. Die Bronchitis hat mich dann mein weiteres Leben begleitet.

Mädchen aus einem Betrieb und aus einer Versicherung brachten jede Woche Zigaretten, Kuchen, Apfelsaft. Lesestoff und freundliche Gesichter mit.

Neben mir ist ein im I Weltkrieg hochdekorierter Feldwebel und Blutordensträger an Rückenmarkskrebs gestorben. Er hat mir viel über seinen Einsatz in der Kampfzeit der Zwanzigerjahre und über die spätere Machtübernahme durch Opportunisten und Konjunkturritter erzählt. Seine Frau hat drei Tage vor seinem Tod, gegen seinen Willen, einen Besuch des Gauleiters arrangiert. Es war eine peinliche Situation, da sich die beiden nichts zu sagen hatten. Ich konnte als junger Andersgläubiger hinter die Kulissen schauen. – Es war der einzige Gauleiter, den ich in den ganzen Jahren gesehen habe. –

**30.1.1941. - 17.2.1941.** Überstellung ins Reservelazarett Hotel Sonnenbichl in Garmisch. Ab 10.2.1941 bekam ich schon fallweise Ausgang.

In Garmisch fanden 1941 noch Winterspiele statt, an denen auch Sportler der Verbün-

deten teilnehmen. Schispringen auf der Olympiaschanze mit Bradl, Weiler, Finnen und Slowaken. Im Eisstadion ein Eishokeyspiel Berlin gegen Rissersee und Eiskunstlauf mit den Geschwistern Pausin, Horst Faber und Lydia Feicht. – So viele Generale habe ich nie mehr auf einem Haufen gesehen –

**18.2. – 3.3.1941.** Entlassung aus dem Reservelazarett Hotel Sonnenbichl.

Garmisch – München – Augsburg. Genesenden Batterie, Leichte Artillerie Ersatz-Abteilung 27. Jeden Tag in der Küche Kartoffel geschält, aber nicht nur Kartoffel gegessen.

**4.3. – 26.3.1941.** Genesungsurlaub, viele Bekannte sind schon eingerückt.

**30.3. – 5.4.1941.** Zur Erholung auf der Schihütte der 27er auf der Alpe Obere Kalle in Thalkirchdorf bei Immenstadt. Das waren schöne Vorfrühlingstage.

**6.4.1941.** Deutsche Truppen marschieren in Jugoslawien und Griechenland ein.

**18.4.1941.** Jugoslawien hat kapituliert.

**19.4.1941.** Kv, kriegsverwendungsfähig geschrieben und als Hilfsausbildner zur dritten Batterie versetzt.

**20.4.1941.** Ein gleichaltriger Leutnant hat mich zu einer Freischützaufführung ins Stadttheater eingeladen.

**17.5.1941. und 25.5.1941.** Die Wolfurter Brüder Mohr Erwin (gefallen) und Mohr Ernst in der Kaserne in Augsburg/Pfersee besucht.

**20.5.1941.** Deutsche Fallschirmjäger und Gebirgsjäger landen auf Kreta.

**5.6. – 11.7.1941** Unterführerlehrgang, viel Theorie und viel Schinderei beim Fussdienst, Geschützexerzieren und bei Übungen.



Unser Sturmgeschütz mit Langrohrkanone

## 22.6.1941. Deutsche Truppen marschieren in Russland ein:

**14.7. – 29.7.1941.** Verlegung auf den Truppenübungsplatz Hohenfels in der Oberpfalz zur weiteren Ausbildung. Bahnverladung Augsburg – Ingolstadt – Regensburg – Haindorf. 28km Marsch ins Lager Hohenfels, sturer Kommissbetrieb, Scharfschiessen mit Geschützen und Infanteriewaffen, Nachtübungen und andere Spässe.

**9.8. - 24.8.1941.** Heimaturlaub, gerade recht zum Heuen gekommen.

**28.8. – 6.9.1941.** Zu dritt Zugwache in den Nachtzügen München – Berlin und Berlin – München gefahren. Am Vormittag jeweils ein paar Stunden in der Wehrmachtsübernachtung geschlafen. dann die beiden Städte gründlich besichtigt. Am 1.9.1941 anstatt zu schlafen nach Augsburg zur Einheit befohlen, Beförderung zum Unteroffizier, nachts wieder nach Berlin.

**7.9. – 30.9.1941.** Ruhiger Dienst, an manchen Tagen bis in die Lechauen ausgeritten.

**1.10. – 2.10.1941.** Versetzung zur Sturmartillerie.

Augsburg – Nürnberg – Halle – Sturmartillerieschule Jüterbog südlich Berlin, weitere Versetzung Jüterbog – Halle – Erfurt – Meiningen – Schweinfurt.

**3.10.1941. – 13.2.1942.** Sturmgeschütz Ersatz Abteilung 200 Schweinfurt/ Main. Umschulungslehrgang, Ausbildung zum Richtunteroffizier und Geschützführer, sturer Kasernendienst, viel Theorie, Übungen am Sturmgeschütz.

Ein Sturmgeschütz war ein Panzer III ohne Turm, mit einer Kampfwagenkanone Kaliber 7.5cm kurz bis 1942 und 7,5cm lang ab 1943., einem Gesamtgewicht von 24 Tonnen und 4 Mann Besatzung: Panzerfahrer, Richtunteroffizier, Ladekanonier und Funker, Geschützführer. Geschützführer waren Unteroffiziere oder Wachtmeister, Zugführer Wachtmeister oder Offiziere.

Die Sturmgeschütz Batterien waren Heeresartillerie und wurden den Divisionen fallweise in den Brennpunkten zugeteilt, manchmal bei zwei Divisionen am gleichen Tag. Eingesetzt wurden die Sturmgeschütze als Infanteriebegleitartillerie und gegen Panzer und PAK.

Es gab viele Übungen im Gelände mit Geschützen und Munitionsfahrzeugen. Die Lichtblicke waren aber die Funkübungen, die uns ins schöne Maintal bis Volkach und Bad Kissingen oder Würzburg und Kitzingen führten. Während der Traubenernte ist es uns da gut gegangen.

Fliegeralarm gab es schon jeden Tag, aber abgeladen haben sie damals noch nicht, obwohl Schweinfurt eine Industriestadt war. Die Sturmartillerie war Grossdeutschland. In meiner Stube waren ein Schlesier, ein Sudetendeutscher, ein Berliner, ein Holsteiner, ein Rheinländer, ein Schwabe und zwei Bayern.

**23.10.1941.** Gefechtschiessen am Truppenübungsplatz Hammelburg.

**22.12.1941.** In Würzburg das Schloss, die Residenz und den Dom besichtigt.

**24.12. – 25.12.1941.** 17h Mette in der Stadt. Abends in der Stube eine Kerze angezündet, eine Flasche Wein getrunken und ein Stück Kuchen von daheim gegessen – Heimwehstimmung – Wir waren nur ein paar Mann, da man bis 200km, über die Feiertage heimfahren konnte.

**10.1. – 22.1.1942.** Winterausbildung am Truppenübungsplatz Wildflecken in der Röhn. Gefechtsübungen, Gefechtsschiessen. Die Panzer erwiesen sich im Schnee als rutschgefährdete Schlitten, es war sehr kalt, wir hatten die ersten Erfrierungen.

**23.1. - 13.2.1942.** Zur Marschbatterie versetzt, warten auf die Abstellung nach Russland,

ruhiger Dienst, aber grosse Unsicherheit.

## Russland:

**14.2. – 24.2.1942.** Ab nach Russland. Schweinfurt – Hof – Dresden – einige Stunden Aufenthalt, Burg Zwinger und Residenzkirche besichtigt – Görlitz – Sagan – Glogau – Lissa – Litzmannstadt – Koluszky – Warschau – Rembertov – Sieldce – Wolkovysk – Baranowitsche – Minsk – Shlobin – Bobruisk – Gornel – Briansk – Karatschew – Orel.

Das war die längste Bahnfahrt meines Lebens, mitten im Winter bei eisiger Kälte. Wir waren 43 Mann und hatten einen Waggon Winterbekleidung aus der Spinnstoffsammlung für die Fronteinheit dabei. Im Viehwaggon stand in der Mitte ein Ofen, geschlafen wurde auf dickem Stroh mit den Füßen am Ofen, an den Wänden stand cm-dick der Rauheif. In den grossen Bahnhöfen waren zum Teil längere Aufenthalte, und wir konnten in den Rotkreuz-Stationen etwas Warmes, einen Kaffee oder eine Suppe bekommen und einigemal sogar dort schlafen. – Die Rotkreuzschwestern haben einen schweren Dienst geleistet.

**25.2. -27.2.1942.** In der Frontleitstelle Orel gewartet. Die LKW, die uns abholen sollten, sind wegen der Schneestürme nicht durchgekommen.

**28.2.1942.** Fahrt nach Bolchow. für 60 km Rollbahn 6 Stunden gebraucht, immer wieder Schneeschaukeln und Schieben. 3.Batterie, Sturmgeschütz Abteilung 202.

Wir waren 3 Unteroffiziere bei einer Russenfamilie mit 3 Kindern mit Hungerbäuchen unter ärmlichsten Verhältnissen untergebracht, aber es war warm in der kleinen Hütte. Hier lagen Divisionsstäbe, und der Nachschub an die Front ging wegen der Schneestürme und der Schneeverwehungen nur noch mit Schlitten oder Kettenfahrzeugen weiter. Auch die motorisierten Einheiten hatten Pferdestaffeln.

**4.3. – 10.3.1942.** Mit Kettenfahrzeugen Munition und Benzin auf den Stützpunkt Droschka bei Karada/Kowa an der Oka vorgefahren. 2km hinter der Front, Maschinengewehrfeuer, Granatwerfer und Artillerieeinschläge bildeten die Hintergrundmusik. Die paar noch stehenden Hütten waren mit Infanteriereserven total überbelegt. Nach zwei Tagen Stellungswechsel nach Kasminka zu einer Kampfgruppe mit zwei Sturmgeschützen. – Die ersten Läuse geknackt. – Vorne rumpelte es Tag und Nacht. Am Tag sind hier die Ratas (Doppeldecker) mit Bordwaffen am Werken, nachts werfen einzelne Flugzeuge Bomben ab.

**11.3. – 12.3.1942.** Feuertaufe bei der Sturmartillerie in Kriwzowo. Hier ist seit dem Winterrückzug aus Riasan südlich Moskau seit drei Monaten Stellungskrieg an der Oka. Von dem Dorf steht kein Haus mehr, ein paar Keller bieten etwas Schutz gegen Beschuss und Kälte.

Die frisch eingetroffenen asiatischen Truppen greifen im Morgengrauen an und dringen in die Stellungen ein. Nach zwei Gegenstössen mussten sie die Stellungen mit schweren Verlusten wieder räumen. Da die Munition knapp war, konnten wir nur auf kurze Distanz schießen. Mein Nachbar hat einen T34 abgeschossen, wir ein PAK. Die russische Artillerie hat uns schwer zugedeckt, ich bekam einen Splitter an die Stirn, hatte aber nur einen blauen Fleck und eine Brandblase. (Der T34 war der Standardpanzer der Russen, mit einer Kanone Kaliber 7,62cm und war dem Sturmgeschütz in etwa gleichwertig. Wir haben ihn und er uns abgeschossen.) Nachts zurück nach Fadkewo und im Morgengrauen wieder vor. Die Russen haben mehrfach angegriffen und konnten mit schweren Verlu-



Russisches Dorf und «Rollbahn»-Strasse während der Schlammzeit im Frühling.  
sten abgewiesen werden. Nachts wieder zurück nach Fadkewo.

**13.3.1942.** Ich wurde abgelöst und soll 6 Wochen an einem Lehrgang teilnehmen, solche Dinge gab es sogar an der Front. Bei Schneesturm mit Schlitten nach Kasminka und mit Munitionsfahrzeug zurück nach Bolchow.

**16.3. - 24.3.1942.** Beginn eines Kriegsoffiziersbewerberlehrganges, der schon nach einer Woche an den Realitäten des Krieges scheiterte.

**25.3. - 27.3.1942.** Da die Schneeschmelze schon bald eintreten wird und dann alle Wege grundlos werden, wurde mit allen verfügbaren Kettenfahrzeugen Munition und Benzin auf den Stützpunkt Kasminka vorgefahren.

**30.3. - 31.3.1942.** Mit 3 LKW in Orel Bekleidung für die 112. Divison holen. Schneestürme, die Fahrt dauerte trotz des Einsatzes zahlreicher Schneepflüge und von tausenden Schneeschauflern, hauptsächlich Frauen, 10 Stunden. Die Rückfahrt verlief fast normal.

Nach der Ankunft war Feiertag für mich, nach 6 Wochen gab es die erste Post von daheim.

**3.4.-5.4.1942. (Ostersonntag)** Nocheinmal nach Orel Bekleidung holen. Am 4.4.1942 war die Rollbahn wegen Schneesturm gesperrt. Am 5.4.1942. sind wir nach Bolchow zurückgefahren und haben abgeladen. Zwei Stunden später mit Kettenfahrzeugen zum Stützpunkt Fadkewo vorgefahren.

**6.4.1942.** Ich sollte mit 2 Schlitten Munition und Benzin von einem vorgeschobenen Stützpunkt zur Kampfgruppe bringen, aber da war nichts mehr zu holen, das ganze Depot ist gestern Nachmittag durch Rata-Beschuss in die Luft geflogen.

**7.4.1942.** Vom Stützpunkt Fadkewo Munition und Benzin nach Kriwzowo vorgefahren. Vorne haben die Russen ihre Angriffe nach schwersten Verlusten eingestellt und sind über die Oka zurückgegangen. Es herrscht nur noch leichte Kampftätigkeit.

**10.4. – 31.5.1942.** Die Kampfstaffel wird abgelöst und nach Bolchow zurückverlegt.

Ich bleibe allein mit Munition und Benzin am Stützpunkt Fadkewo zurück. Als erste Aktion habe ich Quartier möglichst weit weg von dem feuergefährlichen Depot gesucht. Verpflegt wurde ich bei einer Feldhaubitzbatterie. Die paar intakten Hütten waren ständig überbelegt, da die Infanteristen aus der vorderen Stellung fallweise kurz abgelöst wurden. Die armen Teufel konnten hier vier bis fünf Tage ausschlafen, sich waschen, den ärgsten Dreck von der Uniform kratzen, die Klamotten trocknen. Briefe schreiben und Läuse knacken.

Hinter der Ortschaft war ein Fesselballon mit einem Artilleriebeobachter stationiert und von einer 2cm Flakbatterie geschützt. Bei Fliegerangriff sprang der Oberleutnant oft 4 bis 5mal am Tag mit dem Fallschirm ab.

Der Ballon wurde mit Winden heruntergeholt. Letzte Woche wurde der Ballon abgeschossen, die brennenden Fetzen hätten den Fallschirmspringer beinahe erwischt. Schon einen Tag später stand wieder ein neuer Ballon am Himmel.

Mitte April hat die Schneeschmelze voll eingesetzt. Der Dreck wurde immer tiefer, die Dorfstrasse war schon 10 Meter breit. Es kamen nur noch Pferde durch. Vorne harreten jetzt massenhaft gefallene Russen aus. Gefangene haben rund um Kriwzowo auf engstem Raum 1'200 Tote zusammengetragen und eingegraben. Von meiner Batterie habe ich nichts mehr gehört.

**30.4.1942.** Ein Melder hat mir nach drei Wochen Post vorgebracht, 18 Briefe und 13 Päckchen à 100 Gramm. Anfangs Mai begann es langsam abzutrocknen, dazwischen immer noch Schneegestöber. Mitte Mai wurde es in ein paar Tagen grün. Am 20. Mai fuhren wieder die ersten Kraftfahrzeuge.

**22.5.1942.** Nach drei Wochen gab es wieder Post. Ich habe jetzt fast 7 Wochen am Stützpunkt verbracht. Es war eintönig und langweilig, beim Essenfassen habe ich immer wieder Nachrichten und neue Scheisshausparolen erfragt und hin und wieder eine Zeitung ergattert. Aber ich war fast ein Zivilist, ohne Vorgesetzte, ohne Zopf. Vorne war es relativ ruhig, bei den Fliegerangriffen ist zum Glück nicht viel passiert.

**1.6. – 16.6.1942.** Der Nachbarstützpunkt Kasminka wurde aufgelöst, ich bekam die Munition und das Benzin dazu. Gleichzeitig bekam ich drei Mann, um das explosive Zeug aus dem Häuserbereich auszulagern und zu tarnen. Vorne wird es wieder laut und die Fliegerangriffe nehmen zu.

**17.6.1942.** Alle Arbeit war wie üblich umsonst. Der Stützpunkt Fadkewo wird aufgelöst. Zehn LKW bringen Munition und Benzin zurück nach Bolchow. Der Barras hat mich nach mehr als drei Monaten wieder eingeholt.

**22.6. – 4.7.1942.** Der Nachschub an Sturmgeschützen bleibt aus. Wir wurden an schweren Beute-Pakgeschützen, Kaliber 7,62cm, ausgebildet. Es waren Kruppgeschütze, die während des Hitler-Stalin-Paktes 1939 an die Russen geliefert wurden.

### Verwundet:

**5.7.1942.** Alarm! Die Russen greifen an der Oka massiv an. Mit 4 Pakgeschützen und pro Geschütz 35 Schuss Munition vorgefahren. Bei drei Tieffliegerangriffen und einem Bombenangriff wurden 6 Mann verwundet, 2 Zugmaschinen und 1 Geschütz sind ausgefallen. Abends bei Plina, hinter der Infanterielinie in Stellung gegangen. Schweres Artilleriefeuer und laufend Tieffliegerangriffe.

**6.7.1942.** Tag und Nacht schweres Artillerie- und Stalinorgelfeuer bis Trommelfeuer. Wir fanden Unterschlupf in einem guten Bunker, der nach einem Volltreffer bis auf die unterste Balkendecke abgedeckt wurde. Rundherum Einschläge, rechts von uns wurde eine vorgezogene Feldhaubitze getroffen, es gab Tote und Verwundete, In der Stellung vor uns gab es Angriffe und Gegenangriffe, aber die Stellungen konnten unter schweren Verlusten gehalten werden.

**7.7.1942.** Weiter schweres Artilleriefeuer. Gegen 10 Uhr beobachtete ich eine Panzerbereitstellung von 25 T34 und mehreren LKW in einer Mulde ca 1km vor uns. Das Angriffsziel war noch unklar. Um 11 Uhr wurde das Artilleriefeuer zurückverlegt, der Angriff auf die vorderen Stellungen begann. Um 12 Uhr brachen 5 T34 links zwischen uns und einer 21cm-Mörserbatterie durch. Die Infanterie ging zurück. 8 T34 stehen 150m vor unserer Stellung. Wir konnten 3 abschiessen, dann bekamen wir 2 Treffer auf unser Geschütz. Von unseren 7 Mann sind 2 gefallen, einer ist am Hauptverbandplatz gestorben und 4 waren verwundet. Wir konnten durch einen Obstgarten zurückflüchten. Der hat uns wahrscheinlich das Leben gerettet, da die meisten Granaten in den Bäumen hinter uns krepieren sind. Nach einigen 100 Metern traf ich in einem mannshohen Roggenfeld auf zwei Verwundete von meinem Geschütz. Gleich darauf ging nach einer Salve der Stalinorgel ein Teil des Roggenfeldes links von uns in Flammen auf. Wir haben uns zu Dritt gestützt, der eine hatte Splitter im Gesicht, war aber noch gut zu fuss, ich hatte den Segen in der rechten Seite und der dritte in der linken Seite. Nach ca. 1 km konnte ich auf ein Pferdewerk aufsitzen. Weiter hinten hat mich dann ein Krad-Melder meiner Batterie übernommen und zum Hauptverbandsplatz Babinka gebracht. Dort war



Schlamm Schlacht. Menschenkraft macht den Munitions-LKW flott.

Massenbetrieb, die Ärzte hatten nur noch Papierverbände. Durch den Blutverlust bekam ich Schüttelfrost und konnte nicht mehr aufstehen. Die T34 kamen fast bis zum Hauptverbandsplatz durch und schossen schon in den Gegenhang. Da kam Angst und Panik auf.

Die russischen Panzer haben in 10 Minuten unsere drei Pakgeschütze und die 21cm Mörserbatterie, die auch noch T34 im direkten Schuss erledigen konnten, zusammengeschoßen. – Im Lazarett habe ich dann noch erfahren, dass ein T34, der unser Geschütz zusammenfahren wollte, darauf hängen geblieben ist und beim Gegenangriff abgeschossen wurde. – Unsere Kampfgruppe von 28 Mann hatte in den 3 Tagen 22 Tote und Verwundete und die gesamte Ausrüstung verloren.

Durch Stuka-Angriffe und einem Gegenstoss von 30 Panzern der Korpsreserve konnte der Einbruch am Nachmittag, mit schwersten Verlusten auf beiden Seiten bereinigt werden. Die Russen verloren 22 Panzer. Am Nachmittag wurde ich mit einem LKW mit eingebauten Tragbahnen nach Bolchow zurückgebracht und nachts mit einer leeren Munitionskolonnen nach Orel zurückgefahren. Das war vor allem für die Schwerverwundeten, eine fürchterliche Fahrt über 60km Rollbahn.

**8.7. – 17.7.1942.** Feldlazarett 156 Grel. Ärzte und Sanitäter sind schon drei Tage und Nächte im Einsatz. Alle Gänge und der Hof liegen voll mit Verwundeten, und es kommen laufend neue aus der Schlacht im Orelbogen. Nach zwei Tagen kam ich unter Dach. Mein Befund lautete: 30 10 Pfennig- bis 5 Markstück-grosse Splitterverletzungen am rechten Unterschenkel. Oberschenkel, Unterarm, Oberarm und im Rücken, zahlreiche kleine Splitter in beiden Händen und Trommelfellzerreissungen. Ausser einer Wolldecke besass ich nichts mehr. In einem Mückennetz hatte ich mein Soldbuch, mein Tagebuch, mein Sackmesser und meinen Geldsäckel gerettet. Da ich meine Hände nicht gebrauchen konnte. war ich voll auf fremde Hilfe angewiesen. Dienstverpflichtete Tänzerinnen des Oreler Balletts haben uns vorbildlich betreut. Vorerst wurden laufend Schwerstverletzte abtransportiert.

**18.7. – 21.7.1942.** Nachts in einem behelfsmässigen Lazarettzug, zwei Bretter von Bank zu Bank, links und rechts ein Strohsack, verladen. Jetzt besass ich schon ein Hemd und eine Decke. Orel – Briansk – Gomel – Minsk – Baranovitschi – Brest/Litowsk – Deblin/Irena.

**22.7. – 29.7.1942.** Reservekriegslazarett Stenzycza. eine saubere, helle, polnische Kaserne mit freundlichen Rotkreuzschwestern. Mein Fuss war stark angeschwollen, das Röntgenbild zeigte einen ziemlich grossen Splitter zwischen Schienbein und Wadenbein, ich bekam eine Schiene. Die Ohren machten aber viel mehr Schwierigkeiten als die Wunden. Beim Reinigen der mit Blut gefüllten Ohrgänge bekam ich massive Gleichgewichtsstörungen. – An meinem Geburtstag, am 29.7.1942., haben mir die Schwestern Kakao und Keks gefüttert.

**31.7. – 1.8.1942.** In einen Lazarettzug mit weissen Betten verladen.

Deblin/Irena – Radom – Kattowitz – Hindenburg – Gleiwitz – Neisse – Kamenz – Königszelt – Dresden – Plauen – Hof – Lichtenfels – Hassfurt – Schweinfurt – Würzburg – Aschaffenburg.

**2.8. – 7.10.1942.** Reservelazarett Aschaffenburg. Luisenschule.

Gute Betreuung, nach 3 Wochen sind die Ohren langsam abgeheilt. Rechts war das Hörvermögen stark eingeschränkt. Es gab viel Fliegeralarm, aber keine Bomben. – Langsam wird man wieder ein normaler Mensch –



**20.8.1942.** Der grosse Splitter wurde herausoperiert.

**31.8.1942.** Verleihung des EK I für den Einsatz im Orelbogen. Verleihung des Verwundetenabzeichens. Anfangs September erster Ausgang. Mitte September nach Dorf/Kassel und später nach Mittelgründau gefahren und die Quartierleute vom Winter 1940/41 besucht. – Der Fuss macht immer noch Schwierigkeiten.

## Urlaube:

**8.10. – 30.10.1942.** Entlassung aus dem Lazarett und Genesungsurlaub.

Aschaffenburg – Hanau – Frankfurt – Stuttgart – Bregenz.

Es gab eine grosse Ansammlung von Genesungsurlaubern. Fronturlaubern und Sonntagsurlaubern.: Schedler Edelbert. Kaplan Giesinger. Geiger Emil, Klocker Armin, Füchsl Manfred. Herburger Georg, Köb Vinzenz. Höfle Heinrich. Kalb Alfons, Köb Erna, Rohner Siegfried und Thaler Sigbert.

Zufällig habe ich Hans Köhler vom Wehrkreiskommando getroffen, der mich über die Möglichkeiten eines Studienurlaubes für Forstwirte und eines Ernteurlaubes informierte. Gleich um einen Ernteurlaub angesucht, der vom Ortsbauernführer befürwortet wurde, aber der Urteilschein kam zu spät und ich musste einrücken.

Bregenz – Innsbruck – München – Regensburg – Hof – Dresden – Brieg – Neisse/Oberschlesien. Genesenden Batterie, Sturmgeschütz-Ersatz-Abteilung 300.

**30.10. - 20.11.1942.** In Neisse noch am gleichen Tag den Urteilschein für den Ernteurlaub bekommen und noch in der Nacht abgefahren. Obsternte, Mosten, Düngen. Holz machen. Beim Einrücken am 20.11.1942 am Bahnhof Breslau Franz Amann (Postmeisters) getroffen. Gerade ein Bier miteinander getrunken, dann mussten wir wieder zu unseren Zügen.

**21.11. – 1.12.1942.** Genesenden Batterie Sturmgeschütz-Ersatz-Abteilung 300.

**23.11. – 1942.** Ein Ansuchen um Studienurlaub gestellt, es kommen aber nur Leute in Frage, die gvH (garnisonsverwendungsfähig Heimat) sind. Ein junger Truppenarzt schreibt mich kv (kriegsverwendungsfähig) – Aus der Traum –

**24.11. – 25.11.1942.** Wachhabender, der Fuss ist in den 24 Stunden stark angeschwollen. Der junge Arzt ist versetzt worden, sein Nachfolger ist ein älterer Herr. Der mir gut gesinnte Sanitäter, ein Medizinstudent, hat den kv-Bescheid verschwinden lassen und mich neuerlich zur Untersuchung bestellt.

**26.11.1942.** Der Arzt schreibt mich auf Grund des schlechten Fusses und väterlicher Gefühle drei Monate gvH. Sofort ein neues Gesuch geschrieben.

**30.11.1942.** Rapport beim Kommandeur. Hurra, der Urlaub ist trotz Stalingrad, genehmigt.

**2.12.1942. – 2.4.1943.** Studienurlaub in Wien. Mit meinem Kameraden Rudi Kriznic aus Wien, der Landwirtschaft studierte, noch in der Nacht nach Wien abgefahren. Neisse – Kamenz – Glatz – Brünn – Wien. Es verband uns dann eine 47jährige Kameradschaft und Freundschaft, die 1990 durch seinen Tod beendet wurde.

**4.12.1942.** An der Hochschule für Bodenkultur. Forstwirtschaft inskribiert. Damals wurde Wien erst ab 23 Uhr verdunkelt, an Fliegerangriffe dachte noch niemand. Das Studium haben wir wegen der Frontlage, der Schlacht um Stalingrad, nur zaghaft angefangen, da wir jeden Tag mit der Rückholung rechnen mussten.

Stalingrad ist am 3.2.1943. gefallen.

Wir waren praktisch Zivilisten in Uniform und mussten in den 4 Monaten nur zweimal zu einem Zählappell und Befehlsempfang erscheinen. Bei der Stadtkommandatur war ein Leutnant Raschke für uns ca 2'000 Studienurlauber zuständig. Er hat uns sehr grosszügig bei der Quartierbeschaffung beraten und uns billige Theaterkarten und viele andere kleine Annehmlichkeiten verschafft. Als Vorarlberger erhielt ich drei Zwischenurlaube vom 20.12.1942 – 4.1.1943, vom 2.3. – 19.3.1943 und vom 28.3. – 31.3.1943, die nicht ins Soldbuch eingetragen wurden.

Wir haben diese unerwarteten und fast unglaublichen Vergünstigungen mit grosser Begeisterung wahrgenommen und haben Theateraufführungen in der Staatsoper, der Volksoper, im Burgtheater, im Volkstheater, im Theater in der Josefstadt, im Redutensaal, im Ronacher und im Apollo besucht. Selbstverständlich habe ich auch viele Sehenswürdigkeiten zwischen Stephansdom und Klosterneuburg und vom Riesenrad bis zum Kahlenberg gesehen. Wir haben aber nach einer Anlaufzeit auch studiert und zwei Prüfungen abgelegt.

In dieser Zeit hat Schedlers Edelbert seine Gesichtoperationen im Rudolfsplatz durchgemacht, Köb Alwin war als Sanitäter in Wien, und meine Cousine Eva Böhler aus Bregenz hat als Arbeitsmaid in Wien gedient. Wir haben manchen lustigen Ausgang und Theaterbesuch miteinander unternommen.

Als Studienurlauber bekamen wir 100 Reichsmark pro Monat, das war damals viel Geld. Der gelbe Strassenbahnfahrerschein für Kinder. Soldaten und Hunde kostete 15 Pfennige. Das waren geschenkte 4 Monate mitten im Krieg, und wir waren dankbar für diese unverhoffte Fügung.

Nach dem Krieg haben wir erfahren, dass unser Betreuer Raschke zur Widerstandsgruppe des Majors Szokoll gehörte. Er wurde nach Verrat als Oberleutnant, zusammen mit Major Biedermann und Leutnant Huth, während der Kämpfe in Wien, in Floridsdorf Am Spitz, öffentlich von der SS an einer Hinweistafel der Strassenbahn aufgehängt.

**1.4. – 2.4.1943.** Von daheim wieder zur Genesendenbatterie eingerückt.

**13.4. – 4.5.1943.** Zur Marschbatterie versetzt, nicht viel los, stur warten.

**5.5. -9.5.1943.** Versetzung zur Neuaufstellung der selbständigen Sturmgeschütz Batterie 741. Neisse – Breslau – Frankfurt/Oder – Berlin – Jüterbog.

Die Batterie liegt in Kloster Zinna bei Jüterbog in Privatquartieren.

## **Finnland:**

**10.5. – 17.5.1943.** In eineinhalb Stunden marschbereit, ein Leutnant, zwei Unteroffiziere und ein Obergefreiter gehen als Vorkommando nach Nordfinnland.

Jüterbog – Berlin – Güstrow – zurück nach Berlin. Da unser Obergefreiter ein Berliner war, haben wir uns beidemal in Berlin Zeit gelassen und sind ordentlich ausgegangen. Insterburg – Tilsit – Memel – Mitau – Riga – Walk – Reval.

Schöner Stadtkern mit Schlossberg, alten Kirchen und russischer Kathedrale. Mit dem Handelsschiff Bremerhafen in 8 Stunden bei völlig ruhiger See nach Hango übersetzt. Weiter mit der Bahn Turku – Tampere – Oulu – Kemi – Rovaniemi.

**18.5. - 19.5.1943.** Im Hauptquartier der Finnlandfront gemeldet und im Edelweisslager geschlafen. Am Polarkreis den vollmotorisierten Soldatensender Rovaniemi besichtigt.

**20.5. – 22.5.1943.** Mit der Bahn zurück nach Oulu und dort in der Frontleitstelle 2 Tage

auf eine Fahrgelegenheit gewartet. Die Stadt und den Hafen besichtigt. – Die Oberschwester des Soldatenheimes wurde unter grossem Hallo als Mitschülerin eines Kameraden vom Vorkommando identifiziert. So haben wir zwei nette Abende mit den Rotkreuzschwestern aus Schleswig/Holstein mit Musik und Grog gefeiert.

**23.5. – 24.5.1943.** Mit Bus, LKW und Kübelwagen, Oulu – Taivalkoski – Kuusamo – Kananainen. Das sind 400km an die Front.

**25.5. – 2.6.1943.** Im Korps Hauptquartier der Kiestinki Front gemeldet und die weiteren Dinge abgewartet. Hier waren wir gut untergebracht, es hat uns niemand gestört, und gepflegt wurden wir wie die hohen Tiere.

**3.6. – 7.6.1943.** Inzwischen ist die Batterie auf dem Seeweg von Danzig in Oulu eingetroffen und nach Kiminki, 20 km von Oulu verlegt worden.

Wir sind die 400 km mit zwei VW-Kübelwagen zurückgefahren, sind in Kiminki durchgefahren und haben die Schwestern noch einmal besucht. Am Nachmittag haben wir uns dann bei der Batterie gemeldet, unsere Geschütze übernommen und wieder Dienst gemacht.

**8.6. – 14.6.1943.** Wegen eventueller Fliegerangriffe in 60 bis 80 km Nachtmärschen an die Front vorgefahren.

Kiminki – Putasjärvi – Taivalkoski – bei einem Waldbrand eingesetzt – Kuusamo, hier wurde uns eine Flak-Batterie zugeteilt – Kananainen – Waldlager Kokosalmi.

**15.6. – 5.9.1943.** Das Waldlager ist erst halbfertig, aber die Baracken haben bereits Dächer. Lagerausbau, Splittergräben bauen. Bunker bauen, holzschlägern für Geschützunterstände, dazwischen Barrasspinnerei, fischen und fischeräuchern – Mücken – Mücken – Mücken.

**16.6.1943.** Zwei Gebirgsjägergenerale besichtigen die Sturmgeschütze.

**25.6.1943.** Zur Waldbrandbekämpfung eingesetzt.

Anfang Juli können die Pritschen bezogen werden, wegen der Läuse ohne Stroh. Mitte Juli wurden die Heidelbeeren reif, das war eine gute Zubusse zur kargen Kost. Jetzt am Höhepunkt der hellen Nächte konnte man auch baden gehen. Seen gab es ja rundum. Geländeübungen wurden nur drei- bis viermal durchgeführt, im Sumpfgelände und auf den Granitbuckeln gab es mehr Schäden als im Fronteinsatz.

**17.7. 1943.** Generaloberst Dietl kommt zur Besichtigung, klettert in einem Geschütz herum und verteilt Zigaretten. Schokolade und Schnaps.

**21.7.1943.** Ein russisches Kommando greift das Lager an. bei uns fällt der Obergefreite vom Vorkommando, die Russen verlieren einen Toten und einen Gefangenen.

Auf einer einzelstehenden hohen Kiefer auf einem Felsbuckel war ein Beobachtungsstand. Ich bin dort manche Stunde mit dem Posten gesessen und habe in die Runde geschaut. Rundum war Wald, soweit das Auge reichte, dazwischen über 30 Seen, zivile Gebäude waren nur drei zu sehen. Den Städtern hat das zum Teil nicht gutgetan, sie haben den Urwaldkoller bekommen. Zur Abwechslung gab es Fussdienst, Härte training, Biwakieren im Sumpfgelände etc. Der kurze Sommer geht zu Ende, die Nächte werden wieder dämmerig.

Vom Krieg haben wir nicht viel gemerkt, ausser ein paar Fliegerangriffen. Wir sollten ja erst im Winter über die gefrorenen Seen eingesetzt werden.

**15.8.1943.** Im Korps Hauptquartier Kananainen habe ich meinen Nachbarn Kaufmann Johann getroffen.

**2.9.1943.** Ein schwerer Reif, die Birken wurden gelb. Bei unserer Ankunft Ende Mai ist gerade das Eis auf den Seen aufgegangen. – Ein kurzer Sommer –

**6.9. – 12.9.1943.** Heimaturlaub, mit LKW und Omnibus die 400 km zurück nach Oulu gefahren und dann mit der Bahn weiter.

Seinejoki – Tampere – Turku – Hango. Mit dem Handelsschiff Nordenham fuhren 12'000 Urlauber bei spiegelglatter See nach Reval.

**13.9.1943.** In Reval den Urlaubsschein für 24 Tage und 6 Reisetage bekommen. Reval – Walk – Riga – Mittau – Libau – Grottingen – Insterburg – Königsberg – Frankfurt/Oder – Halle – Nürnberg – Augsburg – Bregenz an 16.9. 0.45.

**27.9. – 1.10.1943.** Telegramm, Urlaub abrechen. Einrücken nach Königsberg. Bregenz – München – Nürnberg – Halle – Frankfurt a.d.Oder – Königsberg. Bei der Stadtkommandatur gemeldet und weitere Befehle abgewartet, die Stadt besichtigt, und in der Oper Hochzeit des Figaro und Waffenschmied besucht. Mit Mädchen ins Gespräch gekommen, die Nachkommen von vertriebenen Salzburger Protestanten waren.

**2.10. – 5.10.1943.** Ab nach Danzig/Neufahrwasser und dort weiter warten. Die Stadt besichtigt und im Stadttheater Gasparone besucht.

**6.10. – 10.10.1943.** Gegen Abend läuft das grösste deutsche Handeisschiff Neidenfels ein. Die Batterie wurde mit anderen Einheiten in Oulu verladen und ist auf dem Seeweg nach Danzig gekommen. Die Mannschaften gehen von Bord, die nächsten zwei Tage wird das Gerät ausgeladen. Am 9.10. mittags erfolgte ein schwerer Luftangriff von über 90 viermotorigen Bombern, das Hafenglände wurde schwer getroffen, auf der Neidenfels wurde ein Flakgeschütz samt Bedienung vernichtet. Bei uns war nur ein Waggon mit



Winterrückzug

Munition beschädigt.

**11.10. – 2.12.1943.** Bahnverladung. Danzig – Dirschau – Königsberg – Deutsch/Eytkau – Wirballen – Wilna.

**15.10. – 31.10.1943.** Beim Barras war vieles möglich, ich konnte den abgebrochenen Urlaub fortsetzen.

Wilna – Kauen – Wirballen – Königsberg – Frankfurt/Oder – Berlin – Halle – Nürnberg – Augsburg – Bregenz. Vom 18.10. bis 28.10. daheim. Rückfahrt über München – Regensburg – Plauen – Leipzig – Berlin – Königsberg – Wilna.

**1.11. – 2.12.1943.** Kasernenbetrieb in Wilna. Stadt besichtigt, mit Blitzmädchen (Nachrichtenheiferinnen) ein Batteriefest gefeiert, in der Oper Madame Butterflay, Rigoletto und La Traviata gesehen.

## Winterkrieg und Rückzug in der Ukraine:

Alarm! Bahnverladung. Wilna – Grodno – Bialystok BrestLitowsk – Kowel – Kiwerse – Rowno – Schepetowka – Berditschew – Kasatin.

**6.12. – 23.12.1943.** Weitermarsch auf der vereisten Rollbahn Kasatin – Rushin – Schmerowka – Skwira – Biala/Cerca, südlich Kiew.

Rege Fliegertätigkeit, die Russen greifen am Tag mit Bordkanonen und nachts mit Bomben an. Mehrere Luftkämpfe gesehen. Dann ruhiges Leben auf einem Stützpunkt.

**24.12.1943.** Ein Kraftfahrer brachte ein paar kleine Fichtenäste mit. Wir haben aus vier kleinen Ästen und einem Stecken mit Faden einen kleinen Christbaum gebastelt. Es gab Post und Päckchen von daheim und als Sonderversorgung Schnaps, ein paar Kekse und eine Tafel Schokolade. Es herrschte gedrückte Stimmung.

**25.12.1943. – 19.4.1944.** Die Russen greifen auf breiter Front an und brechen durch. Der grosse Winterückzug beginnt. Biala/Cerca – Skwira – Rushin – Kasatin, ein unvorstellbares Durcheinander, wir beziehen immer wieder Sicherungsstellungen an der Rollbahn nach Kiew und werden ohne Feindberührung weiter zurück verlegt.

**28.12.1943.** Schwere Einsätze östlich Kasatin. einen T34 mit aufgesessener Infanterie auf 200 m abgeschossen, ein eigenes Geschütz ging verloren, die Besatzung kam durch. Am Abend weitere Panzerduelle.

**29.12.1943.** Nach einer Stunde Schlaf. Alarm! Rückzug unter Beschuss. Gegen Morgen war die Batterie und der Tross vor Kasatin eingeschlossen. Kurze Umgruppierung, zwei Sturmgeschütze, dazwischen einige LKW, dann wieder zwei Sturmgeschütze u.s.w. und im Morgengrauen Durchbruch durch die russischen Infanteriestellungen an den Südrand von Kasatin. Dabei ist nur ein VW-Kübelwagen verlorengegangen. Dann den ganzen Tag Einsätze gegen Infanterie und Pak.

**30.12.1943.** In schwerem Granatwerfer- und Pakfeuer Gegenangriffe bei Kasatin. Der Batterieschef und ein Richtunteroffizier sind gefallen, drei Mann wurden verwundet. Nachts haben wir die beiden Toten in einer aus dem gefrorenen Boden gesprengten flachen Mulde notdürftig begraben.

**31.12.1943.** Wieder einige Gegenangriffe gefahren und die Stellungen gehalten. Am Abend nach einer kurzen Ruhepause wieder Alarm, die Russen sind schon im Dorf, einige T34 schießen auf kurze Distanz. An einem Hang sind unsere letzten zwei Geschütze auf der Eisfahrbahn hängengeblieben. Wir legten die Ersatzkettenglieder unter und zogen sie immer wieder nach vorn. So konnten wir Meter für Meter den Hang

hinaufkriechen. Vor uns haben die Häuser gebrannt, hinter uns hat die russische Infanterie fast aufgeschlossen. Durch ein kleines Wunder haben wir die heisseste Silvesternacht unseres Lebens überstanden.

**1.1.1944.** Bei Weliki/Step zum Stehen gekommen, mehrere Infanterieangriffe abgewehrt, einen T34 abgeschossen, am Abend Flucht aus Weliki/Step.

**2.1.1944.** In der Nacht mit Grenadieren einer Panzerdivision Gegenangriff nach Weliki/Step, eine Pak abgeschossen und Infanterieangriffe abgewehrt. Mittags Schaltgetriebe-schaden, zurück zur Werkstatt.

**3.1.1944.** Reparatur beim Werkstättenzug, wieder einmal eine ganze Nacht geschlafen.

**4.1. - 10.1.1944.** Wieder bei der Kampfgruppe, Sicherungsstellungen, mehrfache Stellungswechsel, keine Feindberührung.

**11.1.1944.** Gegenangriff bei Tutscha, schwerer Beschuss, 15 Panzerbüchsentreffer am Geschütz, mein Ladekanonier Fritz Schütze wird verwundet, Splitter im Schädel.

**12.1. - 18.1.1944.** Auf Sicherung bei Tutscha. Stellungskrieg, Granatwerfer – und Artilleriebeschuss.

**13.1.1944.** Das Sturmabzeichen erhalten.

**19.1. - 22.1.1944.** Wir wurden abgelöst und fuhren zurück nach Kalinowka bei Winitza. Nach einem Monat Wäsche gewechselt, ausgeschlafen, wieder einmal ordentlich gegessen, heimgeschrieben, Geschütze instandgesetzt.

**23.1.1944.** Alarm! nach Konstantinowka vorgefahren, grosse Panzerbereitstellung von ca 100 Tiger, Panther, Panzer IV und Sturmgeschützen bei Priluka/Staraya und Tschuprinowka.

**24.1.1944.** Nach einem längeren Artillerieschlag Panzerangriff im Morgengrauen auf breiter Front. Nach Anfangserfolgen gab es massive Gegenwehr von Panzern und Pak in guten Stellungen. Wir greifen mit zwei Sturmgeschützen und aufgesessener Infanterie Schenderiwka an. Ein T34 schießt uns die Kanonenpanzerung zusammen. Nachdem das Feuerwerk vorbei war und wir nicht in die Luft geflogen waren, fuhren wir im Rückwärts-gang zurück. Die T34 haben uns dabei laufend so haarscharf überschossen, dass wir immer gegriffen haben, ob der Kopf noch da ist. Unsere Überlebenschance war praktisch Null. Zur gleichen Zeit hat unsere Batterie zwei T34 abgeschossen, Stukas haben eine Pakstellung zusammengeschlagen, und unsere Jagdflieger haben mit Bordwaffen angegriffen. Alles zusammen hat uns soviel Luft geschaffen, dass wir in die Infanteriestellung zurückkamen. Unsere Besatzung ist heil geblieben, von der Infanteriegruppe brachten wir nur einen Verwundeten zurück. Wir konnten noch aus der Hauptkampflinie zurück-fahren und hatten dann Motorausfall. Während eines russischen Tieffliegerangriffes habe ich beim Deckungsuchen, meinen Cousin Gasser Emil (Eichenlaubjägerdivision) getroffen, der mit Pferd und Schlitten Munition vorbrachte und Verwundete zurückneh-men musste.

**25.1.1944.** Nachts mit der schweren Zugmaschine das Geschütz zur Versorgungsstaffel zurückgeschleppt. Die kampfstärke SS-Division Leibstandarte ging vor und wurde in den nächsten Tagen aufgerieben. Nach einem Tieffliegerangriff mit Bordkanonen und Splitter-bomben weiter auf den Feldflughafen bei Kalinowka, wo unsere Werkstatt lag.

**26.1. - 1.2.1944.** Motor, Kanonenpanzer und Ketten ausgewechselt, und die Kanone repariert. Am Flugplatz gelebt wie die Fürsten, ordentliche Waschräume, dreiteilige Matratzen, Frontkino. Luftwaffenverpflegung, und nur 2 bis 3 Fliegerangriffe. Hier lag

die Foke Wulf Jägerstaffel, die uns am 24.1. herausgehauen hat, lauter junge Fähneriche und Leutnants.

**1.2.1944.** Beförderung zum Wachtmeister. Nach langer Zeit wieder Post von daheim, 12 Briefe.

**2.2.1944.** Hundert km zur Kampfstaffel vorgefahren – Winnitza – Rollbahn II – Surawaya – Beresowka – Morosowka. Alles zerschossen und zerstört vom Angriff der letzten Woche. Es wurden Gefangene gemacht, Männer über fünfzig Jahre und sechzehn bis siebenjährige Buben, hoffentlich das letzte Aufgebot. (Das war eine arge Fehleinschätzung.)

**3.2. – 8.3.1944.** Quartiere ausgebaut. Stellungen ausgebaut, als alte Lappländer sogar eine Sauna gebaut. Ausser einigen Alarmen war Ruhe, vereinzelt Fliegerangriffe. Regenperioden mit verheerendem Dreck wechselten mit tagelangen Schneestürmen ab.

Im Urlaub habe ich dann von Schertier Pepe erfahren, dass er zur gleichen Zeit als Gebirgsjäger auch in Morosowka lag.

**9.3.1944.** Alarm! nach Babin vorgefahren, furchtbarer Dreck, die Munitions LKW mussten an die Geschütze angehängt werden.

**11.3.1944.** Die Russen greifen aus Styskaleiw heraus an und erleiden bei einem Gegenstoss schwerste Verluste. Die Batterie wird nach Morosowka zurückverlegt und kommt in einen schweren Bombenteppich, bei dem wie durch ein Wunder kein Geschütz direkt getroffen wurde. Gegenstoss bei Sowchosa-Bolschewik. Nachts eine Abteilung schwerer Feldhaubitzen aus Boljukiwka herausgeschleppt, ein Wahnsinnsunternehmen. Dabei ist ein Panzer verlorengegangen, ein Leutnant vermisst, die restlichen drei Mann der Besatzung sind am Morgen zurückgekommen.

**12.3.1944.** Im Morgengrauen wieder in Morosowka. Mit einem Jagdkommando Gegenstoss nach Pawliwka, den halben Ort besetzt. Mittags über den Fluss zurück, Gegenstoss rechts von Morosowka. Die Brücke wird gesprengt, die Russen besetzen den Ortsteil am anderem Ufer. Nacht-Einsatz in Galiki. unsere Kanone versagt.

**13.3. – 14.3.1944.** Noch in der Nacht zurück nach Shornitsche, weiter nach Nemirof und dort die Versorgungsstaffel getroffen. Die Kanone wird repariert, wir haben wieder einmal vier Stunden geschlafen. Weiter nach Petschara am Bug. Die Batterie hat Morosowka bis 13.3.1944. mittags halten können, die sieben schweren Feldhaubitzen mussten gesprengt werden.

**15.3. – 17.3.1944.** Am Vormittag den Bug über eine 12 Tonnen Pionierbrücke aus Holz überschritten, die Brücke hat unsere 24 Tonnen mit Ach und Weh überstanden. Weiterfahrt nach Dzuryn – Suby – Mogilew am Dnjestr. Überall unvorstellbares Rückzugsdurcheinander. zu Fuss, zu Pferd, mit Panjewagen und Fahrzeugen aller Art und alle Fahrzeuge sind mit Verwundeten beladen. In der Kommandatur in Mogilew sassen drei Generale, ein Korpsgeneral ohne Korps und zwei Divisionäre ohne Division.

Ein General ist mit uns in der Nacht nach Jarischew weiter zurückgefahren.

**18.3. – 19.3.1944.** Marsch zurück nach Mogilew, die Feldgendarmarie lotste uns nachts über die Dnjestrbrücke nach Rumänien. Drüben Bezug einer Sicherungsstellung. Nachts um 2 Uhr fliegt die geladene Brücke durch einen Zufallstreffer schwerer russischer Artillerie in die Luft, die Trümmer fliegen bis in unsere Stellung herein. Katastrophales Durcheinander, viele Tote.

Am Geländer kann man knapp über Wasser noch herüberklettern, bei dem Gedränge



Mit Mann und Ross und Wagen – bei Chotin am Dnjestr.

sind noch hunderte Kameraden ins Wasser gestossen worden und sind ertrunken. Im Morgengrauen sprengten Pioniere den Rest der Brücke. – Ein Kosakenbataillon, das auf deutscher Seite kämpfte, übersetzte den Fluss auf improvisierten Flößen mit den schwimmenden Pferden am Zügel.

**20.3. - 24.3.1944.** Motorschaden, ein Zylinder fällt aus, am V-Motor muss der gegenüberliegende Zylinder totgestellt werden. Wir erreichen die Versorgungsstaffel und stottern mit ihr weiter zurück in der Hoffnung, dass der kapute Motor durchhält.

Weiterfahrt entlang des Dnjestr nach Baranowa – Brezieni/Tag – Kelmiena – Chotin am Dnjestr – Cernowitz.

Quartier bei einer ukrainischen Familie, die Frau spricht perfekt deutsch, zwei Töchter arbeiten in Deutschland, ein Sohn ist bei der SS. Hier herrscht Ruhe, die Werkstatt nimmt die Arbeit wieder auf, unser Motor wird ausgebaut.

**25.3. - 26.3.1944.** Wir sollten in Lipcani/Tag, siebzig km östlich von Cernowitz, 22 Sturmgeschütze abholen, sie waren aber schon von der Brigade 210 übernommen worden. Bei der Rückfahrt tolles Durcheinander, vier russische Panzer beschiessen den Bahnhof Cernowitz. Kein Mensch weiss, wo die herkamen, war doch Cernowitz Etappe 100 km hinter der Front. Sie waren von Tarnopol im Norden durchgebrochen und wurden hier abgeschossen. In der allgemeinen Panik wurde unser Geschütz in der Werkstatt gesprengt. Es hatte mit Gebrechen 2500 km durchgehalten, eine tolle Fahrleistung für ein Panzerfahrzeug. Bei der Gelegenheit sind auch zwei lebenswichtige Dinge, unsere Verpflegskiste, eine blechbeschlagene Infanteriemunitionskiste und unsere Karbidlampe (bei der Werkstatt gab es Karbid) in die Luft geflogen. – Als weitere



wichtige Kleinigkeit hatte ich während des ganzen Krieges einen 80iger Nagel im Sack, um meine Klamotten daran aufzuhängen.

Die Etappeneinheiten liessen alles liegen und stehen und flüchteten nach Süden. Wir wurden mit drei LKW Richtung Radauti mitgerissen. Nach einem Funkspruch ging es zurück zur Batterie nach Lipcani/Tag. Wir kämpften uns 25km durch die fliehenden Kolonnen zurück. Gegen Abend sind wir in Cernowitz eingetroffen, dort herrschte Ruhe nach dem Sturm.

Am Bahnhof wollten wir 6 Sturmgeschütze übernehmen, mussten sie aber einer Panzerdivision überlassen.

**27.3. – 28.3.1944.** Gegen Mittag bei der Batterie in Lipcani/Tag eingetroffen, nachmittags wieder zurück Richtung Cernowitz. Im Bahnhof Suhita sind 5 Sturmgeschütze eingetroffen, diesmal kamen wir zurecht und konnten die Geschütze noch in der Nacht gefechtsbereit machen.

**29.3.1944.** In einem katastrophalen Rückzugsdurcheinander Marsch nach Norden, nach Chotin am Dnjestr. Unsere Brigade ist am Nachmittag mit 60 Tonnenfähren der Heerespioniere über den Fluss übergesetzt worden, je 2 Panzer und 1 LKW pro Fähre. Sie ist von der Fähre weg sofort zum Gegenangriff angetreten.

## Eingekesselt:

**30.3.1944.** Am Ufer gab es Bilder von Tod und Zerstörung, wie ich sie bisher und auch später nie mehr gesehen habe. – Am Morgen wurden unsere 5 Geschütze und die restlichen LKW übersetzt. – Nun waren wir im Kessel Kamenez/Podolsk mit der ersten Panzerarmee des General Hube eingeschlossen. Vorerst waren es aber mehrere Kessel – und dazwischen die Russen. Zur Brigade aufgeschlossen und sofort zum Angriff nach Westen eingesetzt, um den Kessel zu erweitern. Die Brigade konnte 5 T34 abschliessen.

**31.3.1944.** Am Morgen Loitz Julius bei den Heerespionieren getroffen. Bei einem Bombenangriff wurde die Einheit schwer getroffen und ich wusste nicht, ob er überlebt hat. In der Deckung, einem Keller im Steilufer des Dnjestr, entdeckte ich per Zufall einen geselchten Schinken, der uns ohne Brot über die ersten drei Tage half.

Mit 3 Geschützen, den Resten eines motorisierten Schützenregiments mit 4 Schützenpanzern und Kosaken. Vorstoss nach Norden. Unser Zieldorf war unbesetzt. Die Kosaken übernahmen die Sicherung.

**1.4.1944.** Im Morgengrauen weiterer Vorstoss nach Norden ins nächste Dorf. Dort sind wir im dichten Nebel auf die Panzerspitzen der siebzehnten und zwanzigsten Panzerdivision getroffen. Das war eine äusserst kritische Situation, da beide Seiten mit den Russen rechneten. Es standen uns Tiger, Panther und 8,8 Flak auf Selbstfahrlafetten gegenüber. Das wäre beinahe ins Auge gegangen. – Kurzer Jubel, dann sind wir mit den Panzern und mit der 101 Eichenlaubjägerdivision wieder nach Westen marschiert. Da der Nachschub aus der Luft erfolgte und die Schneestürme die Fliegereinsätze stark behinderten, wurden Munition und Sprit, von der Verpflegung gar nicht zu reden, schnell knapp. Wegen kleiner Schäden und Benzinmangels mussten laufend Panzer und Fahrzeuge aller Art gesprengt werden.

**2.4. – 4.4.1944.** Brutale Schneestürme, mit den Panzerheiten weiter nach Westen gefahren. Wir standen kurz vor der Sprengung wegen Benzinmangels.

Ein Infanterist überbrachte uns die unglaubliche Nachricht, dass neben der Rollbahn

zwei Ju 52 mit Schlittenkufen gelandet seien und Benzin geladen hätten. Er besass einen Weggen Kommissbrot, und der konnte in der Situation nur vom Himmel gekommen sein. Die Landung im Schneesturm war ein tolles Husarenstück der Feldweibel und Unteroffiziere der Luftwaffe. – Hier konnten wir unsere drei Geschütze und einige Panther volltanken und noch ein Fass Benzin aufladen. Von den Kolonnen wurden Verwundete geholt und in die Flugzeuge verladen.

**5.4. – 6.4.1944.** Wieder zur Brigade aufgeschlossen, Sicherung gegen Panzer und Gegenangriffe, in einem Nachtgefecht einen schweren KW 1 abgeschossen. Das war ein etwas schwerfälliger, aber weit überlegener 50 Tonnenpanzer. Der Kampf um Munition und Benzin wird immer härter. Wir haben schon tagelang nur noch Zucker und Schnee gegessen, einen Sack Zucker haben wir vor Tagen eher zufällig bei einer Zuckerfabrik aufgeladen.

Panzergefechte und schweres Artilleriefeuer, Angriffe und Gegenangriffe. Bei einem Angriff von 20 T34 schießt ein Tiger allein 12 ab. Nach einem Nachtangriff ist unser Geschütz mit dem Heck zu den Russen, in der Hauptkampflinie ohne Benzin liegengeblieben.

**7.4.1944.** Um 11 Uhr vormittags bekam ich endlich ein paar Kanister Benzin und konnte wieder aus der beschissenen Lage herausfahren.

**8.4.1944.** Zurück zur Brigade, kurze Ruhepause, geschlafen, gewaschen und nach langer Zeit wieder warm gegessen.

**9.4.1944. (Ostersonntag).** Laut Wehrmachtsbericht ist die Verbindung nach Westen hergestellt. Wir sind also nach 11 Tagen unvorstellbarer Schneestürme, Einsätze und Strapazen als wandernder Kessel, nach allen Seiten kämpfend, 140 km nach Westen ausgebrochen. – Die Welt sieht gleich wieder freundlicher aus. – Aber der Krieg geht weiter. Am Morgen hat die Batterie in einem Panzerduell zwei Geschütze verloren, drei Tote und 5 Verwundete, das waren 100 Prozent.

Da wir die ganze Zeit keine Landkarten hatten, waren wir sehr erstaunt, dass wir fast Stanislaw in Galizien erreicht hatten. Wir passierten die Schlachtfelder des 1. Weltkrieges, auf denen unsere Vätergeneration als Kaiserjäger und Kaiserschützen schwerste Verluste erlitten hatten. – Von daheim einen Brief vom 1.4.1944. bekommen.

**10.4.1944.** Ruhe. Tag und Nacht geschlafen.

**11.4.1944.** Wieder Einsatz, die Infanterie kam gut vorwärts, wir haben gesichert, hatten aber keine Feindberührung, abends Sokolow erreicht.

**12.4. – 13.4.1944.** In der Werkstatt neue Stützbremsten eingebaut, abends nach Polok/Zloty nachgefahren.

**14.4.1944.** Wieder Einsatz. Die Russen hatten in einer Dnjestrerschleife einen Brückenkopf, wir standen auf Sicherung und lagen unter Beschuss durch Granatwerfer und Explosivgeschosse. Das war unsere letzte Feindberührung in Russland. –

Von den Russen abgesehen, hat uns der General Winter riesige Schwierigkeiten und Strapazen auferlegt. Dass man bei Temperaturen bis 30 Grad wochenlang im Freien überlebt hat, grenzt fast an ein Wunder. Die Panzer waren im Schnee gefährliche Schlitten, die immer wieder nach allen Seiten abgerutscht sind. In den Schneeverwehungen sind Kettenfahrzeuge und Radfahrzeuge tausendfach festgefahren und konnten sich nur gegenseitig immer wieder herausziehen. Das hat bei den Rückzügen zu vielen fast aussichtslos erscheinenden Situationen geführt. Dabei sind aber auch zehn-

tausende Fahrzeuge aller Art ohne Feindeinwirkung verlorengegangen.

**15.4. – 18.4.1944.** In der Früh wieder nach Sokolow zurückgefahren und dann nach Skomoroschy zur Korps Reserve überstellt worden.

Vorne rumpelt es, hier herrscht Ruhe, ausschlafen, waschen, wieder normal essen, Instandsetzungsarbeiten. – Es kommt einem alles ganz unwirklich vor.

**19.4. – 25.4.1944.** Stellungswechsel nach Polok/Zloty, rege Fliegertätigkeit, aber bei uns Ruhe nach dem Sturm.

**26.4.1944.** Stellungswechsel nach Bucacz. Loitz Julius lebt, wir sind aneinander vorbeigefahren, er hat immer nach Sturmgeschützen Ausschau gehalten und konnte mir zurufen.

**27.4.1944.** Mit ungarischer Infanterie Panzerbekämpfung geübt. Da gab es zum Gaudium der Ungarn ein scharfes Gulasch, dass uns die Augen übergingen und uns die Luft wegblieb.

**28.4.1944.** Weitermarsch nach Halisch – Rohatyn – Stratin.

**30.4. – 26.5.1944.** Urlaub, mit LKW die 85 km nach Lemberg gefahren, dann mit dem Zug weiter Lemberg – Przemysl – Krakau, einige Stunden gewartet. Burg. Tuchlauben und Kirchen besichtigt – Märisch/Ostrau – Brünn – Wien, meine Quartiergeber vom Studienurlaub besucht – Salzburg – Innsbruck – Bregenz. Auf dem gleichen Weg zur Frontleitstelle Przemysl eingerückt und am gleichen Tag zurück nach Debica.

## Wieder nach Frankreich:

**27.5. – 28.5.1944.** Weiter nach Norden nach Sandominez an der Weichsel gefahren.

Die Batterie ist inzwischen nach Tours in Frankreich verlegt worden. Gegen 50 Zigaretten vom Schwarzmarkt wurde mir der Marschbefehl in meinen zerknitterten Urlaubschein gestempelt, und ich bin anstatt über Krakau – Breslau – Frankfurt – Paris, wieder über Wien heimgefahren.

Am Pfingstsonntag in Salzburg vom Fronturlauberzug Wien – Frankfurt – Paris auf den Personenzug umgestiegen. In Aigen war bereits die Zugwache, ein Vorarlberger Feldwebel, im Waggon. Er hat die Sache durchschaut und Verständnis gehabt. Er hat mir dann am 1.6.1944. in Bregenz meinen Schein mit einem weiteren Stempel verziert.

**29.5. – 31.5.1944.** Schwarz daheim im Urlaub.

**1.6. – 3.6.1944.** Bregenz – Friedrichshafen – Homburg – Metz – Paris – Tours – Camp de Ruchard. Von Friedrichshafen angefangen waren alle grösseren Städte und Bahnhöfe zusammengeschlagen. Ich bin ohne einen einzigen Angriff durchgekommen. Die Batterie erlebte auf ihrer Fahrt mehrere Bomben – und Tieffliegerangriffe.

**4.6. – 7.6.1944.** Im Camp de Ruchard einem grossen Marokkanerlager gelegen.

**6.6.1944. Die Alliierten landen in der Normandie.**

**8.6. – 19.6.1944.** Nach Azay de Ridoux verlegt, ein schönes Wasserschloss mit einem englischen Schlosspark und einem Renaissance-museum. Privatquartier bei älteren Weinbauern. ihre zwei Neffen arbeiteten bei FM Hämmerle in Dornbirn und es ging ihnen relativ gut. Darauf haben wir gemeinsam einige Krüge ausgezeichneten Rosé getrunken. Da wir keine Feldküche mehr hatten, gab es schon zum Frühstück Wein. Das hat unsere Stimmung gehoben, obwohl Tag und Nacht amerikanische und englische Flugzeuge über uns hinwegflogen, aber bei uns nicht abgeladen haben. Truppenbewegungen waren nur noch nachts möglich.

Erdbeeren und Kirschen sind gerade reif geworden, wir haben gelebt wie Gott in Frankreich.

Die Batterie 741 wird aufgelöst, die Mannschaften kamen zur Sturmgeschützbrigade 394. Eine kleine Gruppe bekam einen Kurzurlaub und ging dann nach Deutsch/Eylau in Westpreussen – ich war dabei.

## Wieder zurück nach Deutschland:

**20.6. – 22.6.1944.** Tours – Vierzon – Burges – Nevers – Le Creusot – Dijon – Epinal – Metz – Kaiserslautern – Ludwigshafen – Mannheim, (beide Städte waren schwer bombardiert) – Stuttgart – Bregenz.

**23.6. – 2.7.1944.** Urlaub.

**3.7. – 5.7.1944.** Bregenz – München – Nürnberg – Halle – Berlin – Frankfurt/Oder – Marienburg – Deutsch/Eylau.

**6.7. – 14.7.1944.** Sturmgeschütz-Ersatz- Abteilung 600 Deutsch/Eylau. Da hat uns vorerst niemand zur Kenntnis genommen, wir gingen jeden Tag am nahegelegenen See baden und Paddelboot fahren. Meinen Ladekanonier Fritz Schütze getroffen.

**15.7. – 19.7.1944.** Zur ersten Batterie 600 nach Lötzen in Ostpreussen versetzt, ein kleines Städtchen in Masuren, rundum Seen. Die Batterie lag im äusseren Sicherungsring des Führerhauptquartiers Wolfsschanze.

– Hier zogen Tag und Nacht die pferdebespannten Planwagen der Flüchtlinge aus dem Wartegau durch. Diese Kolonnen von Kindern, Frauen und alten Leuten, in denen kaum ein Wort geredet wurde, waren ein gespenstischer Anblick.

**20.7. – 31.7.1944.** Nach Deutsch/Eylau zurückversetzt, Baden, Paddeln.

**1.8.1944.** Zum Fahnenjunker der Reserve ernannt.

**1.8. – 3.8.1944.** Ich musste einen degradierten Unteroffizier unauffällig im Zug ins Wehrmachtsgefängnis Anklam in Pommern überstellen.

Deutsch/Eylau – Danzig – Stettin – Pasewalk – Anklam, zurück über Berlin – Bromberg – Thorn – Deutsch/Eylau. Das war gerade kein erfreulicher Auftrag, aber vielleicht hat der arme Teufel hinter den dicken Mauern den Krieg überlebt.

**5.8. – 20.8.1944.** Ernteurlaub, Deutsch/Eylau – Thorn – Bromberg – Berlin, der Zug hatte schon mehr als sechs Stunden Verspätung, alles überfüllt, Berlin war schon stark bombardiert. Halle – Nürnberg – München – Bregenz. Rückfahrt ab Berlin über Frankfurt/Oder – Schneidemühl – Dirschau – Marienburg, die Marienburg besichtigt – Deutsch/Eylau.

### Offiziersschule:

**22.8. – 18.12.1944.** Offizierslehrgang auf der Waffenschule Grossborn in Pommern. Nach den katastrophalen Verlusten des letzten Jahres wurde nicht mehr nach dem wahren Glauben gefragt. Frontbewährte Unteroffiziere und Wachtmeister wurden zur Waffenschule kommandiert.

Deutsch/Eylau – Dirschau – Neustettin – Grossborn, zwischen Neustettin und Schneidemühl. Das war sturer Kasernenbetrieb mit viel Theorie, politischem Unterricht. Übungen am Sandkasten und im Gelände, Gefechtsübungen im scharfen Schuss. Härtelager und andere Spässe, die uns alten Soldaten keine Freude mehr machten.

Untergebracht waren wir zu 16 Mann in einem Raum, vom blutjungen Unteroffizier bis zum alten Wachtmeister, zusammengewürfelt aus Artillerie, Sturmartillerie und Eisenbahnantillerie. Da war guter Wille gefragt um Frieden zu halten. – Dagegen war die Rekrutenzeit in Freising vor 5 Jahren der reinste Sanatoriumsaufenthalt. – Als einziger Vorarlberger war Warnecke Helmut aus Lauterach mit von der Partie. – Aber es war wohl die einmalige Chance, einige Monate in Sicherheit zu überleben.

Das Essen war miserabel, bei den Übungen haben wir immer wieder Kraut, Kohlrabi und gelbe Rüben gestohlen und an Ort und Stelle gegessen.

Am Sonntag mussten wir am Pommernwall Stellungen und Panzergräben bauen, das war ein sinnloses Unterfangen. Dort waren täglich Tausende Frauen, Arbeitsmädchen und BDM Mädchen zur Fronarbeit eingesetzt. Sie waren zum Teil in der Kaserne, zum grösseren Teil aber unter katastrophalen Bedingungen in Schulen und Scheunen untergebracht. Sie waren verdreckt und zerlumpt und hatten Hunger. Sie haben uns ehrlich leid getan.

**11.9.1944.** Konteradmiral Lützwow sprach über Seekrieg und am Schluss über Seele. Gott, Glauben, Demut und Vertrauen, ein christliches Bekenntnis.

**12.9.1944.** Reichsamtssleiter David sprach über die allgemeine Frontlage und den Weltanschauungskrieg!

**18.12.1944.** Beförderung zum Oberfähnrich der Reserve, rückwirkend mit 1.12.1944. Ende des Lehrganges.

**19.12. – 20.12.1944.** Neustettin – Marienburg – Deutsch/Eylau – Posen. Sturmgeschütz Ersatz Abteilung 500 Posen.

## Das Ende in Deutschland:

**20.12. – 27.12.1944.** Letzter Urlaub, Posen – Sagan – Leipzig – Hof – Plauen – Regensburg, wegen schwerer Bombenschäden wurden wir mit LKW zum nächsten Bahnhof gefahren. Weiter mit der Bahn nach Moosburg nördlich München, dort war am Morgen endgültig Schluss, da München in der Nacht schwer bombardiert wurde.

Über der grauen Masse ist mir ein Kopf aufgefallen, es war Arthur Doppelmayr. Wir haben uns dann gemeinsam mit LKW, Bus, zu Fuss, mit der Strassenbahn, der Eisenbahn, in 18 Stunden, durch das teilweise brennende München nach Fürstenfeldbruck durchgekämpft. In dem totalen Durcheinander haben wir noch zwei Arbeitsmädchen aus Bad Schachen mitgenommen. Daheim vom 22.12. – 25.12.1944. Rückfahrt Bregenz – Augsburg-Nürnberg-Halle – Berlin-Frankfurt/Oder – Posen. Hier war dicke Luft. Posen wurde zur Festung erklärt, Alarmeinheiten wurden aufgestellt. – Diese Einheiten wurden dann verheizt –

**28.12.1944. – 12.3.1945.** In letzter Stunde Versetzung zum Oberfähnrichslehrgang in die Sturmartillerieschule Burg bei Magdeburg. Schöne Kasernen, aber nur noch zwei Stunden am Tag beheizt, da ist man aus den Klamotten nicht mehr herausgekommen. Tag und Nacht immer wieder Fliegeralarm, die Angriffe auf Berlin gingen hier darüber.

**14.1.1945.** Grossangriff auf Magdeburg am hellen Tag, ich hatte Brandwache und habe mehr als 20 Staffeln viermotoriger Bomber gezählt, von denen in meinem Blickfeld nur einer abgeschossen wurde.

Hier war auf 27 km Entfernung ein Erdbeben zu spüren und das Grollen zu hören.

**3.2.1945. und 18.2.1945.** Dorfgemeinschaftsabend in Stegelitz mit BDM-Mädchen und

Arbeitsmädchen, wir haben jede Menge Erbsen mit Speck und Kaffee und Kuchen verdrückt. Später gab es noch Musik und Gesang. Das waren letzte Versuche die Volksgemeinschaft und den Endsieg zu beschwören.

**25.2.1945.** Dorfgemeinschaftstag in Wörmlitz mit Gottesdienst. Mittag und Abendessen bei den Familien, dann Abendprogramm. Wegen der Frontlage war die Stimmung sehr gedrückt, aber wir Soldaten haben den Tag trotzdem genossen.

**27.2. – 8.3.1945.** Im Revier gelegen, ich habe mir beim Bunkerbau eine Bänderverletzung am Knie zugezogen.

**9.3.1945.** Rückwirkend mit 1.12.1944. zu Leutnant befördert.

**13.3. – 14.3.1945.** Versetzung, Burg – Magdeburg – Dessau – Weissenfels – Ehrfurt – Gotha – Mühlhausen in Thüringen. Sturmgeschütz Ersatz. Brigade 300.

Es gibt keinen Fahrplan mehr, alle Züge sind mit Flüchtlingen und Soldaten überfüllt, auf allen Bahnhöfen die traurigen Bilder des Flüchtlingselends. Die Züge wurden auf den Strecken von Tieffliegern und Bombern angegriffen, überall Zerstörungen. Die Fronten rücken von Westen und Osten näher.

**15.3. – 18.3.1945.** Drei frischgebackene Leutnants wurden zur ersten Batterie Sturmgeschütz Ersatz Brigade 300 nach Wildflecken in der Röhn weitergeschickt. Mühlhausen – Gotha – Bebra – Fulda, Dom und Barokviertel sind zum Teil zerstört – Jossa – Brückenau – Wildflecken.

Die Züge sind nur noch 20 bis 30 km weitergekommen, dann wieder Wartezeiten bis zu 12 Stunden, immer wieder Fliegerangriffe. Unsere Marschverpflegung war längst zu Ende, aber die Leute haben uns immer wieder zum Mittagessen, zum Abendessen und zum Übernachten eingeladen.

**19.3. – 24.3.1945.** Offizierslehrgang in Wildflecken. Hier fliegen Tag und Nacht alliierte Bomberstaffeln darüber, ohne abzuladen, aber es geht auch niemand mehr in den Keller. Wir alten Krieger waren meist im Gelände, weit weg von den grossen Zielen.

**25.3. – 26.3.1945.** Rückholung von sieben Offizieren mit einem Holzgas-LKW. Einen grossen Umweg gefahren, weil der mitfahrende Spiess noch daheim vorbeischaun wollte. Wildflecken – Bad Kissingen – Koburg – Neustadt – Suhl – Gotha – Mühlhausen. Nachts hörten wir zwischen Bad Kissingen und Koburg die Westfront rumpeln und sahen die Brände.

**27.3. – 31.3.1945.** Als Infanteriezugsführer eingeteilt.

**1.4.1945. Ostersonntag – 5.4.1945.** Mühlhausen wird zur Festung erklärt, beim Mittagessen erscheint ein Volkssturmführer und meldet, dass die Amerikaner bereits vor Eisenach stehen und die Stadt beschiessen. Alarm, grosses Durcheinander, wir frisch gebackenen Leutnants haben die günstige Gelegenheit wahrgenommen und zuerst noch das übriggebliebene Kartoffelpüree aufgegessen.

Die Infanteriekompanien rücken aus. 16- bis 17-jährige Buben mit Gewehr und 20 Schuss Munition, ein leichtes Maschinengewehr mit 2 bis 3 Gurten Munition und einige Panzerfäuste. Ich bekam mein erstes und letztes Sturmgewehr mit drei Magazinen Munition. Marsch über Feichten – Longula – Nazza, dort zwei Tage geschant, Volkssturmmänner mit Spaten haben wir gleich heimgeschickt, weil wir selbst nichts zu essen hatten. An der Werra rege Kampftätigkeit.

**3.4.1954.** Vor nach Falken an der Werra zur Ortsverteidigung. Abschnittskommandeur war ein SS Major. Die Brücke über die Werra ist gesprengt, das gegenüberliegende

Treffort ist kampflös gefallen und ist voll Panzer und Infanterie. Hinter den ersten Häusern herrschte grosse Geschäftigkeit, dann fuhren Pioniere mit Bergepanzern eine fertige Brückenplatte vor und legten sie auf die gesprengte Brücke auf. Bald fuhren die ersten Panzer herüber. Am Abend haben wir noch zwei Angriffe abgewiesen und einen Panzerspähwagen abgeschossen. Wir hatten den letzten Toten.

In der Nacht haben wir gemerkt, dass die SS hinter uns abgehauen ist. Wir haben sofort unsere Stellung geräumt und sind nach Gut Schönau zurückgegangen und dann im Wald untergetaucht. Auf der Strasse marschierten jetzt pausenlos Panzerkolonnen, Infanterie und Artillerieeinheiten.

**4.4. – 5.4.1945.** Nachts haben wir noch versucht, durch die Wälder zu entkommen, sind aber zweimal auf Panzersicherungen aufgelaufen und dann in unser Waldstück zurückgegangen.

Nach den letzten Werwolf-Führerbefehlen konnte jeder seinen Vorgesetzten absetzen und den Kampf weiterführen. Mein Kompanieführer, wir haben uns ja nur ein paar Tage gekannt, hat mich gefragt ob ich weiter machen wolle. Wir waren uns einig und haben dann unseren Buben freigestellt, sich durchzuschlagen.

Zuletzt hat mich mein Kompagnieführer ersucht als Parlamentär zu den Amerikanern zu gehen. Ich habe mein Sturmgewehr zerlegt und weggeworfen. Das war eine ungute Sache, mit einem dreckigen Handtuch als weisse Fahne und mit der Angst noch im letzten Moment abgeschossen zu werden. – Aber der Kontakt hat geklappt.-

## Gefangenschaft:

**5.4.1945.** An diesem Nachmittag war der Krieg für uns aus. 66 Mann marschierten in die Gefangenschaft. Rechtlos, jeder Willkür ausgesetzt, mitten in Deutschland, aber mit der grossen Erleichterung, dass der Wahnsinn des Krieges für uns vorbei war. Marsch über Falken nach Treffort in ein provisorisches Sammellager, dort sofort Trennung von Offizieren und Mannschaften und dann das erste Verhör.

Die Fronttruppe hat uns korrekt behandelt. Als die ersten Buben nicht mehr weiter konnten, liess der Oberleutnant an einem Brunnen rasten und wartete, bis der Letzte getrunken hatte. Weiter hinten gab es dann Uhrenklau, Wertsachenklau und Schläge.

**6.4. – 7.4.1945.** Mit LKW Weiterfahrt Bebra – Hersfeld – Kirchheim.

Überall Zerstörung und unübersehbare amerikanische Panzer-, Artillerie-, Infanterie-, Pionier-, und Nachschubkolonnen. Lager unter freiem Himmel im schuhtiefen Dreck mit einem Stacheldrahtzaun und an jeder Ecke ein Panzer. Es bestand keine Möglichkeit, sich zu setzen oder zu schlafen. Massenbetrieb mit tausenden Gefangenen. Hier wurden auch Verwundete aus den umliegenden Lazaretten im blauweiss gestreiften Kitteln und dutzende Rotkreuzschwestern in den Dreck gejagt. Die Mädchen haben im Morast ihre Schuhe verloren und haben fürchterlich geschrien. Die Verwundeten und die Rotkreuzschwestern wurden am nächsten Morgen weitertransportiert. Hier sind Kameraden gestorben, wahnsinnig geworden und am Stacheldraht erschossen worden.

**8.4.1945.** Mit LKW über Homburg nach Oberursel bei Frankfurt transportiert, in einem ehemaligen Lager für englische Offiziere eine Nacht gut untergebracht und verpflegt.

**9.4.1945.** Mit LKW weiter nach Mainz, in der Nähe des ausgebrannten Doms über eine grosse Pontonbrücke den Rhein übersetzt und in Bad Kreuznach ausgeladen worden. – Überall Zerstörung, ganz Westdeutschland ist ein Trümmerhaufen. – Schönes Frühlings-

wetter, Kirschblüte, die Bevölkerung winkt, Frauen weinen –

Im Lager wieder im Morast unter freiem Himmel. Es ist gut, dass man immer apatischer wird. Wir haben stehend, vier bis fünf Mann sich gegenseitig stützend, zu schlafen versucht.

**10.4. – 12.4.1945.** Mit LKW einige Orte weiter zur Bahnverladung gefahren.

Mit langen Aufenthalten wegen der amerikanischen Transporte, weiter durch das Nahetal – Idar/Oberstein, hier brachten uns die Leute Brot, Wasser und Äpfel, weiter über Saarbrücken – Diedenhofen – Stenay im Maastal.

**13.4. – 19.4.1945.** Im riesigen Durchgangslager Stenay gab es zum Teil schon grosse Zelte für 150 Mann und eine funktionierende Organisation.

Wir blieben wieder im Freien, die Nächte waren empfindlich kalt.

Hier gab es zweimal Wassersuppe und fünf Keks pro Tag. Hier habe ich meinen Nachbarn Gorbach Karl getroffen, er war schon länger da. hat Suppe ausge-

teilt und mir am Schluss noch einen Nachschlag verschafft. Karl ist schon im Sommer entlassen worden und hat die Nachricht heimgebracht, dass ich noch lebe. Es kommen und gehen hier jetzt ständig Transporte durch. Wir waren jetzt ca 500 Offiziere, ich habe hier den Divisionspfarrer Anton Maklot aus Vorkloster getroffen.

– Am Sonntag den 15.4.1945 läuteten in den umliegenden Dörfern die Kirchenglocken, da kam Heimweh auf. – Pausenlos flogen die US-Transportstaffeln und rollten die Transporte auf der Bahn nach Deutschland. – Und gegen diese unvorstellbare Übermacht, vor allem an Material, waren wir mit ein paar Schuss Munition noch eingesetzt worden.

– Im Lager war der Jüngste 11 Jahre, er hatte während der Ausgangsperre Milch geholt, der Älteste war 82 Jahre alt, er hatte eine Feuerwehruniform an. Daneben lagen hunderte Verwundete, Amputierte und Kranke. In einem anderen Käfig waren Flakhelferinnen und Blitzmädchen untergebracht.

**19.4.1954.** Eine Gruppe alter Obristen plante Hitlers Geburtstag zu feiern. Wir delegierten einen jungen Ritterkreuzträger, der ihnen ein eindeutiges Ultimatum stellte, die Feier fand nicht statt.

**20.4. – 22.4.1945.** Je 50 Mann in Viehwaggons verladen – da konnte man nur hochkant liegen. Auf der dreitägigen Fahrt hat die Verpflegung am wenigsten Arbeit gemacht, die zwei Kanister Wasser und die paar Karton Keks waren trotz rigoroser Bewirtschaftung, schon nach eineinhalb Tagen aufgebraucht. Schwieriger war die Erledigung der Notdurft. Die Waggontüre stand einen Schlitz offen, die paar Mann, die in der Nähe



Die erste Soldbuchseite. In fünf Jahren vom Kanonier zum Leutnant.



lagen, bekamen durch den Fahrtwind allerhand ab. Wer weiter hinten im Waggon lag kam nicht zum Schlitz, ohne auf viele Kameraden daraufsteigen zu müssen, und dafür gab es keine Lobgesänge. Am ärmsten waren die Durchfallkranken daran.

Stenay – Maastal – Verdun – Toul – Dijon – Chalons sur Saone – Lyon – Rhonetal – Avignon – Alenzon – Arles – Viennes – Pas de Lancier, dort 19 km vor Marseille ausgeladen. Auf der Fahrt haben uns Franzosen und Amerikaner zweimal mit Steinen beworfen. – Zehn Kilometer bei grosser Hitze marschiert und dann auf LKW verladen. Wir hatten Hunger, vor allem aber Durst und waren total fertig.

**23.4.** - **29.6.1945.** Im Gefangenenlager 404 in Calassur Marseille, auf einem Plateau in der Nähe von Marseille gelandet. Ein riesiges Zeltlager für 120'000 Mann in 24 Käfigen. Es gingen noch laufend Gefangenentransporte nach Amerika ab. Die ersten fünf Tage wieder im Freien, der Mistral war noch empfindlich kalt und hat auf dem kahlen Boden Sand aufgewirbelt, dann wurden wir geduscht, geimpft und registriert, Gefangenennummer 31-G-1.846.807-H. am 27.4.1945 in ein Zeltlager eingewiesen. 16 in einem 8 Mann-Zelt, am Morgen liegen immer einige draussen.

**29.4.1945.** An diesem Sonntag war die erste Feldmesse in unserem Käfig, dann jeden Sonntag. – Nach drei Tagen kommt der Mistral für zwei Tage, das gibt auf dem nackten Sandboden oft Sandstürme, wir haben sogar eine Windhose erlebt. Durch den Stacheldraht sieht man die verkarsteten nur spärlich bewachsenen Hügel rund um Marseille und in der Ferne den Tafelberg von Aix en Provence.

Als Lagerwachen sind, wie schon in den anderen Durchgangslagern, Deutsche mit Klopfpeitschen eingesetzt. Damit waren die Amerikaner viele Sorgen los. Für einen zweiten Schöpfer Suppe und ein paar zusätzliche Kekes wurde mancher halbverhungertes Gefangener zum Schinder seiner Kameraden.

### Bedingungslose deutsche Kapitulation.

**8.5.1945.** Damit war der Krieg in Europa zu Ende und Millionen Überlebende waren in Gefangenschaft. Die Amerikaner haben heute am Benzinturm, der im ganzen Lager sichtbar war, einen überlebensgrossen Teufel aufgehängt.

**17.5.1945.** Heute sind die zwei Dornbirner Guntram Hämmerle und Theo Karlinger. die mit mir in der Realschule waren. eingetroffen, sie gerieten bei Ulm in Gefangenschaft. Mit Pfarrer Maklot liege ich im gleichen Zelt. Im Offizierskäfig liegen jetzt 2'000 Mann, in den Mannschaftskäfigen je 4 (XX) Mann, dazu noch 12'000 Verwundete und Amputierte.

DEINE GEFANGENEN NUMMER IST  
51 i 1846807)4 ;

TRACIE DIESEN ZETTEL ZU  
ALLEN ZEITEN MIT DIR

Procossed at CC P7Z3 z 404

22U 13> P/4 Proo Platoon

Im Lager 404 in Marseille nur mehr eine Nummer.

**20.5.1945.** (Pfingstsonntag). Es gibt hier tausend Wünsche, Hoffnungen und Scheissparolen. dazu gibt es viele Schikanen und Querelen, In einem grossen Haufen, der unter

elenden Verhältnissen leben muss, menschtelt es halt, aber über weite Strecken überwiegt die bedingungslose Kameradschaft. – Die Lagerküchen sind peinlich sauber, die Latrinen sind getäfelt und die Menschen liegen auf dem blanken Boden im Sand.

**27.5.1945.** Bei der Wassersuppe und einer durchsichtigen Scheibe Weissbrot wird man immer schwächer. Kurznotiz: «Hunger tut weh". Zwei Tage später: «Wir nehmen zu wie ein Abreisskalender".

Es gibt Selbsthilfegruppen, die sich mit Vorträgen z.B. über Chemie, Medizin, Forstwirtschaft ect. gegen die Verkümmern der Hirnwindungen wehren, aber mit zunehmender Unterernährung sind diese Aktivitäten bald eingegangen.

**1.6.1945.** Beim schnellen Aufstehen bin ich schon einigemal auf die Nase gefallen, aber fürs Lazarett reichte es erst, wenn man bewusstlos liegenblieb. Man konnte nur noch langsam an der Zeltstange aufstehen, Hungerödem. Um 9 Uhr musste man die Zelte und damit den Schatten verlassen und mit Ausnahme der kurzen Mittagspause in der Sonne sitzen oder herumlaufen. Dazwischen gab es Sport, eine reine Schikane bei unserem körperlichen Zustand. – Es ist trostlos, keine Arbeit, keine Möglichkeit heimzuschreiben, keinen Lesestoff, nur auf die Wassersuppe warten. Einmal in der Woche gab es einen Stahlhelm voll Wasser zum Waschen und zweimal in der Woche eine grössere Konservenbüchse voll Wasser zum Rasieren. (Aber wer hatte noch einen Rasierapparat?). Dieses Wasser wurde mit dem Plastikbecher einer Feldflasche als Trinkwasser verteilt. Am Morgen und am Abend gab es eine Büchse voll starken Kaffee oder Tee, aber den musste man mit grosser Überwindung zum Teil wegschütten, weil man davon bei der miserablen Verpflegung so nervös wurde, dass man überhaupt nicht mehr schlafen konnte.

– Wir vier Vorarlberger haben in dieser Notzeit immer guten Kontakt gehalten –

**21.6.1945.** Ich bin in den letzten Tagen wieder einigemal umgefallen, es kommen jetzt fast jeden Tag Kameraden ins Lazarett.

**25.6.1945.** Der in Marseille kommandierende General Ratay, ein Ungar und ehemaliger k.k. Kaiserjägerleutnant hat eine Ansprache in deutscher Sprache gehalten und uns Arbeit versprochen. Für mich ein Hoffnungsschimmer, da ich nur noch 48 kg wog.

**30.6.1945.** Überstellung ins Arbeitslager 407 in Marseille. – Von uns vier Vorarlbergern hat es jeden in ein anderes Arbeitslager verschlagen. – Die Unterbringung erfolgte in den Getreidespeichern direkt am neuen Hafen. Hier gab es zum erstenmal Pritschen, Tische und Bänke, Waschräume und Duschen und für uns wie ein Märchen, dicke Suppen und für vier Mann einen Weggen Brot. Die fünf Vorarlberger, die schon länger hier waren haben, sich gleich um mich gekümmert. Der hundertfach geträumte Wunsch, einmal einen ganzen Weggen Brot zu essen, wurde schnell erfüllt. Da wir kein Gefühl mehr für das Sattwerden hatten, hat uns das Essen in der ersten Zeit viel mehr Schwierigkeiten gemacht, als vorher der Hunger. Wir haben uns nur sehr langsam erholt. – Nach vier Monaten zum erstenmal richtig geduscht und gewaschen und saubere Wäsche erhalten. Wir kamen uns vor wie neugeboren, wer kann sich so etwas heute noch vorstellen?

**6.7.1945** Zu erstenmal zur Nachtschicht mitmarschiert, das ist mir noch verdammt schwergefallen. In einem nahegelegenen grossen Verpflegslager im Hafengebiet wurde Tag und Nacht in Zwölfstundenschichten von 1500 Mann Verpflegung in Züge nach Deutschland und Österreich verladen. – Zuerst war die Lage gespannt, da bisher deutsche Feldwebel die Aufsicht über die Bahnsteige hatten. Aber das hat sich schnell eingeregelt, da alle Mitleid mit uns Elendsgestalten hatten. Sie haben schon nach zwei bis drei

Nächten für uns Leckerbissen wie z.B. Dosenmilch und Schokolade organisiert. Ein amerikanischer Wachsoldat hat mir die ersten 14 Tage, um 12 Uhr nachts, sein Essen abgetreten, das hätte bei dem damals geltenden Verbrüderungsverbot hartes Straflager für ihn bedeutet. – Nach einigen Wochen haben wir uns dann getraut, auch selbst zu organisieren und sind langsam sogar heikel geworden.

**22.7.1945.** Im Lager gab es eine Theatergruppe und eine Musikkapelle, die waren sehr aktiv und haben manche schöne Stunde gestaltet. Es gab auch eine kleine Bücherei, aber bei 3'000 Mann war es schwierig, ein Buch zu ergattern.

**29.7.1945.** Am meinem 25. Geburtstag steckte ich schon mehr als 1/4 meines Lebens in Uniform.

**14.8. – 15.8.1945. (Maria Himmelfahrt).** Japan hat kapituliert, der Zweite Weltkrieg ist zu Ende.

Ab 1 Uhr nachts haben die Sirenen aller im Hafen liegenden Schiffe eine Stunde lang geheult. Die Amerikaner schossen wie die Verrückten in die Luft, wir gingen in volle Deckung, um die Nacht zu überleben. Die Erleichterung der Amerikaner war verständlich, sind doch laufend Truppentransporte an die Pazifikfront ausgelaufen.

**20.8. – 26.8.1945.** Mit Venenentzündung im Krankenrevier. Es kommen immer mehr amerikanische Fronteinheiten aus Deutschland zurück, dadurch ist das Verhältnis zwischen Bewachern und Gefangenen schnell besser geworden. Es gab viele interessante Gespräche mit den Wachmannschaften, aber auch mit Franzosen und Italienern, die als Kraftfahrer, Mechaniker, Köche etc. bei den Amerikanern arbeiteten. Ein junger Unteroffizier, er war Elektrotechniker, hat mich seine Briefe lesen lassen und Grüße von seinem POW an seine Angehörigen geschickt, da ich schon mehr als 1/2 Jahr keine Post mehr von daheim hatte. Ein Oberleutnant hat mit mir über einen Monat jede Nacht mindestens zwei Worte deutsch gelernt. Ein Franzose, Mr.Philip, hat mir Französische, aber auch Schweizer Wochenzeitungen mitgebracht. Es gab also nicht nur Schikanen, sondern auf allen Ebenen auch Menschlichkeit.

Kameraden, die als Ladekommando in den Hafen führen, haben immer wieder erlebt, wie Sattelschlepper mit Verpflegung schnell, schnell irgendwo in der Stadt abgeladen wurden. Wenn man bedenkt, was zwischen dem Verpflegslager und den Gefangenenlagern noch abgezweigt wurde, dann war die Wassersuppe ein klarer Fall. Später habe ich gelesen, dass die Amerikaner von vornherein bei ihren Überseetransporten mit 30 Prozent Schwund rechneten.

**5.9.1945.** Fünf Monate in Gefangenschaft und vier Monate nach Kriegsende gab es noch keine Möglichkeit, heimzuschreiben. – Die Genfer Convention hat die Amerikaner nicht sonderlich belastet. – Die Sommermonate waren sehr heiss, viele Wochen über 30 Grad und es hat auch in der Nacht kaum abgekühlt. Mir hat die Hitze sehr zugesetzt. Die drei bis vier kurzen Gewitter waren Ereignisse, bei denen alles im Regen stand und mit der Zunge fnach Regentropfen schnappte.

Vom Dach der Getreidespeicher aus hatte man eine gute Übersicht, auf der einen Seite der alte Hafen, auf einem Felsen die Kirche Notre Dame de la Garde mit der goldenen Marienstatue auf dem Turm und einen Teil der Stadt mit der Kathedrale. Auf der anderen Seite war der neue Halen, ein Teil der Stadt, draussen die weisse Felseninsel mit dem Château d'If und dem Meer. Der neue Hafen, in dem wir lagen, war für Landratten eine interessante Welt. Dutzende versenkte Schiffe schränkten den Verkehr stark ein.

Schlepper bugsierten Frachtschiffe, hauptsächlich Liberty-Schiffe mit Betonwanne und zwei Geschützen, Passagierschiffe für Truppentransporte, französische Kreuzer und Zerstörer an die Kais. Zwei Tage lag auch ein Flugzeugträger draussen auf der Reede. Frachtschiffe wurden rund um die Uhr, 40 bis 50 gleichzeitig gelöscht.

Direkt vor unserer Nase wurde ein versenkter Frachter gehoben, drei Taucher arbeiteten wochenlang an der Abdichtung, dann kamen die Feuerwehrboote und pumpten den Rumpf in einem halben Tag leer. Grosse Luftkissen und Schlepper stützten das auftauchende Schiff ab. Dabei ist ein amerikanischer Schlepper auf ein Wrack aufgelaufen und in Sekunden gesunken, die Matrosen unter Deck tauchten erst aus dem Strudel auf, als das Schiff bereits verschwunden war.

**17.9.1945.** Nach dreieinhalb Monaten zur Tagschicht eingeteilt. – Der Nachschub wurde inzwischen stark reduziert, er läuft jetzt hauptsächlich über die holländischen und deutschen Häfen. Das Verpflegslager soll bald geschlossen werden.

**9.10. – 17.10.1945.** Versetzung in das Arbeitslager 408, ein kleines Zeltlager am anderen Ende der Stadt. Jeden Tag durch Marseille gefahren, um an einem Bahnhof Kohle zu verladen.

**11.10.1945.** Die ersten österreichischen Mannschaften gehen zurück ins Gefangenenlager 404. Mit dem Heimtransport der Österreicher soll es ernst werden. – Mein Notizbuch wird knapp, die Zeit immer länger, die Schrift immer kleiner.

**16.10.1945.** Heute konnten wir, mehr als fünf Monaten nach Kriegsende, die Suchkarte, einen Vordruck, unterschreiben und abgeben. «Ein Mitglied der geschlagenen Wehrmacht sucht seinen nächsten Angehörigen... Ich bin noch am Leben und befinde mich z.Z. in amerikanischer Hand. Ich bin gesund... Meine Anschrift ist wie unten. Bitte die Karte sofort zurückschicken..... Datum Unterschrift.»

**18.10.1945.** Die paar österreichischen Offiziere wurden ins Lager 404 zurückversetzt. Karlinger war schon da. Hämmerle kam nach zwei Tagen, viele Vorarlberger, auch Bekannte, getroffen.

## Das lange Warten:

**20.10.1945.** Heute ging der zweite Österreichertransport mit 800 Mann in Richtung Heimat ab. Uns hat der Lagerkommandant, ein Hauptmann, antreten lassen und uns in schlechtem Deutsch gesagt: «Ihr seid Offizier, ihr seid Nazis, Einer für Viele, Viele für Alle, ihr seid die Letzten die hier herauskommen.» – und er hat Wort gehalten. – Im Offizierslager waren zeitweise bis zu 20 Nationalitäten beisammen, darunter eine starke Gruppe Balten. Sie konnten alle nicht mehr heim und wurden als Staatenlose in die ganze Welt verschlagen.

**24.10.1945.** Heute kam der erste Transport aus französischen Gefängnissen ins Lager. Darunter waren 14 bis 16jährige Hitlerjungen. Sie waren noch schlechter beisammen als wir im Juni.

**28.10.1944.** Schertiers Pepe ist im angrenzenden Österreicherkäfig aufgetaucht. Er war seit November 1944 vermisst.

**1.11.1945.** Feldmesse für die toten Kameraden.

**4.11.1945.** Wir bekommen amerikanische Klappbetten mit Segeltuchbespannung, nur noch 8 Mann in einem Zelt.

**15.11.1945.** Schertier Pepe. Tschann Herbert, der mit mir in der Realschule und beim

Arbeitsdienst war und der Lustenauer Peschl Felix, auch ein Arbeitsdienstkamerad, fahren heim.

**21.11.1945.** Ab sofort gehen auch Transporte nach Westdeutschland weg. – Es kommen jetzt laufend Elendstransporte aus den französischen Lagern an. – Es ist schon empfindlich kalt, nach klaren Nächten gibt es Reif, die winterliche Regenperiode beginnt. Notiz: «Zelte sind kalte Wohnungen».

**2.12.1945.** Wir erfahren aus der amerikanischen Armeezeitung, dass in Österreich die ersten Nationalratswahlen waren. 85 ÖVP. 76 SPÖ, 4 KPÖ, Bundeskanzler Figl.

**5.12.1945.** Acht Monate in Gefangenschaft, 9 Monate keine Post.

**9.12.1945.** Heute ist Schnee gefallen und hat 4 Tage gehalten, das kommt hier nur alle 10 bis 12 Jahre vor.

**15.12.1945.** Ein Südtirolertransport geht heim.

**19.12.1945.** Aus Deutschland kam die erste Antwortkarte auf die Suchkarte an, mit genehmigten 25 Worten. Im Lager 404 ist ein ständiges Kommen und Gehen, Kameraden kommen aus den Arbeitslagern. Ostdeutsche gehen in die Arbeitslager, Transporte gehen heim. Man trifft Kameraden aus den Arbeitslagern und aus Vorarlberg.

**24.12. – 25.12.1945. (Weihnachten).** Es ist kalt und regnerisch, am Vormittag gab es einen Regenbogen. Im Nordosten sieht man die schneebedeckten Berge der Voralpen. – Im Lager gibt es jetzt ein grosses Wärmezelt für mehrere hundert Mann.

Um halb sechs Uhr abends war Weihnachtsfeier mit Ansprache, Weihnachtsliedern und Gedichten. Der Christbaum war eine struppige Mittelmeerkiefer, ein paar Kerzen und ein paar Kekse haben die Amerikaner spendiert, der Christbaumschmuck und die Kerzenhalter waren aus Konservenblech.

Um 23 Uhr war Christmette im grossen Zelt, es war eine besinnliche, traurige Heilige Nacht, die jedem nahe gegangen ist. In unserem Zelt haben wir dann nacheinander drei kleine Kerzchen abgebrannt, das Wachs haben wir aus den Überseekartons gekrazt und geknetet. Die Dochte haben wir aus den Zeltschnüren ausgezogen. – Am Nachmittag war dann ein Konzert mit Musik und Gesang und abends eine Lesung aus dem Kornett.

**28.12.1945. und 29.12.1945.** Heute kam das Christkind persönlich zu mir, ich bekam nach 10 Monaten zwei Briefe von daheim, die am 29.11. und 8.12.1945. in St. Margarethen aufgegeben wurden. Die Adresse hatte ein Heimkehrer heimgebracht: «C.C.P.W.E 404., Calas sur Marseille. France.» Meine Schwester arbeitete bei der Mühle Gunz, dort wurde u.a. Maiskeimöhl gepresst und in der Schweiz raffiniert.

Die Briefe wurden nach St.Margarethen geschmuggelt und dort von einer Bekannten meiner Mama frankiert. Sie wurden mir unzensuriert übergeben. Sie gaben mir die Gewissheit, dass das Kriegsende daheim ohne Schäden verlaufen ist. aber den Tod meines Vaters haben sie mir verschwiegen. Wir hätten aber nach 10 Monaten tausend Fragen gehabt. Da ich der erste Österreicher war. der Post erhielt, gab es ein mords Hallo auch mit den Kameraden im anderen Käfig. Das hat den deutschen Lagerführer so gewurmt, dass er mich bei den Amerikanern wegen der verbotenen Kontaktaufnahme zwischen den Käfigen verpetzt hat.

Die haben mich prompt eine Stunde mit der Nase an einem Balken Stillstehen lassen.

**31.12.1945.** Dankgottesdienst für das Überleben in schweren Zeiten.

**1.1.1946.** Bittgottesdienst für das Neue Jahr, das Schwerste liegt wohl hinter uns, das neue Jahr wird uns die Freiheit bringen.

**11.1.1946.** Heute ging wieder ein Österreichertransport heim. – Ab heute kann man auch offiziell heimschreiben. (Acht Monate nach Kriegsschluss) – abends sind jetzt im Wärmzelt öfters Lesungen aus «Ewig singen die Wälder».

**16.1.1946.** Eine tolle Errungenschaft, im Wärmzelt wird ein Fussboden gelegt und werden Bänke gebaut. Da man jetzt auch fallweise Zigaretten bekommt, ist die Luft im Zelt oft dicker als die Suppe.

Die seelische Not der Sudetendeutschen, Ostdeutschen und der vielen Staatenlosen ist erschütternd, da immer mehr Nachrichten über die Vertreibungen und die Zustände in den russischen Besetzungszonen bekannt wurden. Mit mir lag längere Zeit ein Bosnjak aus Sarajewo im Zelt. Er war immer auf der falschen Seite. Leutnant bei der jugoslawischen Armee, deutsche Gefangenschaft. Leutnant bei einem jugoslawischen Arbeitsbataillon in Deutschland, amerikanische Gefangenschaft, staatenlos, da er bei Tito vogelfrei wäre.

**18.1.1946.** Fast neun Monate nach Kriegsende kommt ein Schweizer vom internationalen Roten Kreuz ins Lager und hört sich geduldig unsere Sorgen an. Er hat nicht viel geredet und durfte keinerlei Post oder Nachrichten mit hinausnehmen.

**20.1.1946.** Ich bekomme einen Brief vom 3.1.1946. aus Paris, grosses Rätselraten. Meine Cousine Agnes Fischer aus Innsbruck war mit der österreichischen Delegation zum Weltjugendtreffen in Paris eingeladen.

**1.2.1946.** Offiziere verschiedener Nationalitäten, darunter wir Österreicher, wurden schwarz eingekleidet, ohne das grosse POW am Buckel, wurden zum Xten mal gefilzt und politisch ausgefragt und erhielten eine Abrechnung über den Einsatz in den Arbeitslagern, abzüglich Seife, Zahnpasta, Zigaretten etc.

**3.2. – 6.2.1946.** Mit LKW nach Pas de Lancier zur Bahn, Avignon – Valence – Viennes – Lyon – Dijon – St. Dizier – Vitry le François – Chalons sur Marne – Mailly le Camp.

**7.2. – 13.2.1946.** Im Gefangenenlager Nr.16 bei Reims gelandet. Hier herrschten nach einem Jahr katastrophale, menschenunwürdige Zustände.

In einem Zelt lebten 16 Mann in Erdlöchern auf faulem Stroh.

Da es schon länger geregnet hat, war ein Dreck wie in Russland. Dagegen war unser verfluchtes Lager 404 das reinste Ferienheim. Notiz: «Unsere Sau daheim ist ein nobles Luder gegen uns hier.» Von Dr. Lanzl aus Dornbirn erfuhr ich, dass auch Doppelmayr Arthur hier gelegen ist.

**14.2. – 26.3.1946.** Vormittags wurden alle Österreicher. 47 Offiziere und 170 Mann, mit LKW über Chalons sur Marne nach Stenay gefahren. Diesmal lagen wir in der Kaserne am Bretterboden. Hier kamen Österreicher aus den Lagern Bolbec und Namur und aus Amerika zusammen. Die Heimkehrer aus Amerika wollten uns nicht glauben, wie es uns ergangen ist. Für uns war Land in Sicht, da laufend Transporte heimfahren. Von den Ostdeutschen wurden immer wieder Kameraden zu den Franzosen überstellt. 6 junge Kameraden haben sich gegenseitig den Unterarm gebrochen, da sie schon einmal bei den Franzosen waren. Sie wurden dafür hier eingesperrt. – Nach starken Regenfällen ist das Maastal schon seit einer Woche überschwemmt. – Hier hat eine deutsche Lagerführung einen Zopf aufgezogen, wie in besten Wehrmachtszeiten.

**11.3.1946.** Pfarrer Maklot taucht auf. jetzt ist unser Vorarlberger Quartett wieder komplett.

**21.3.1946.** Ich wurde in ein Zimmer mit Pritschen verlegt und konnte nach 5 Monaten

zum erstenmal wieder die Hose zum Schlafen ausziehen.

**26.3.1946.** Die Österreicher aus den drei westlichen Zonen wurden in ein Zeltlager verlegt, in dem schon 5'000 Kameraden, je 150 Mann in einem grossen Zelt, warteten.

**27.3. – 29.3.1946.** In Viehwaggons verladen, Stenay – Verdun – Metz – Nancy – Strassburg – Kehl – Rastadt – Augsburg – München – Freilassing, eine Nacht gewartet, Salzburg – Hallein. Den ersten österreichischen Gendarmen gesehen. Die amerikanische Zone wurde am gleichen Tag entlassen.

**30.3. - 18.4.1946.** Die englische Zone wird entlassen. – Französische Zone bitte warten, das waren harte Tage in einem Barakenlager. Die jungen Rekruten der Regenbogendivision haben uns bewacht wie Kriegsverbrecher. Es kamen täglich Angehörige, Frauen und Kinder zum Lager und durften nicht mit uns sprechen. Auch das österreichische Personal getraute sich nicht, mit uns zu reden. – Und das alles ein Jahr nach Kriegsende mitten in Österreich.

**19.4.1946.** Abends in Viehwaggons verladen und die Türen verschlossen. Zwischendurch gab es zweimal je 5 Minuten «for schiss and piss» mit Sturmgewehr im Anschlag. – In der Nacht nach Innsbruck gefahren.

**20.4.1946. (Karsamstag)** Am Morgen wurden wir im Lager Reichenau ausgeladen und den Franzosen übergeben. Jetzt ging alles sehr schnell. Entlassungsschein, ein paar Zigaretten und das Fahrgeld für die Heimfahrt. Um 11 Uhr fluchtartig ab nach Innsbruck. Bei meiner Tante Paula Fischer, nach mehr als einem Jahr mit einem kompletten Besteck von einem Teller gegessen, während der ganzen Gefangenschaft stand uns nur eine Konservendose mit einem Drahtenkel zur Verfügung. Hier habe ich auch erfahren, dass mein Vater vor fast einem Jahr gestorben ist.

Mit dem Personenzug Abfahrt Richtung Heimat. Inzwischen wurden unsere Namen im Radio durchgegeben. In allen Bahnhöfen war grosser Empfang, zum Teil sogar mit Musik und grosses Abschiednehmen der Kameraden.

## Endlich daheim:

Am Bahnhof Schwarzach warteten neben meinen Angehörigen eine grosse Schar von Verwandten und Bekannten. Am Bahnhof war auch mein Kriegskamerad und Studienkollege aus Wien, der bei uns daheim Kartoffel hamstern war. Er übergab mir einen grossen Fliederstrauss und hat mir dann am Heimweg gezeigt, wo er ihn organisiert hat.

**21.4.1946. (Ostersonntag).** Als Zivilist in die Kirche gegangen, das war alles noch wie ein Traum.

**22.4.1946. (Ostermontag)** Im Schwanensaal war ein Heimkehrerfest, ich wollte zuerst nicht hingehen und bin mir dann ziemlich deplaziert vorgekommen. – Ich habe Tage gebraucht, bis ich glauben konnte, dass ich nach sieben Jahren und neunzehn Tagen wirklich ein freier Mensch bin.

Mein Wiener Freund hatte schon Informationen von der Hochschule und sagte mir, dass man mit mehr als vier Kriegsjahren, je zwei Semester Zusammenlegen kann. Das hiess für mich zweites und viertes Semester oder ein Jahr verlieren. Er konnte mich überreden und so bin ich schon nach knapp vierzehn Tagen in die kaputte und hungernde Wiener Stadt gefahren. Das war eine der schwierigsten Entscheidungen meines Lebens, die sich aber im Nachhinein als richtig erwiesen hat. Für die Fahrt nach Wien brauchte man die rote «Alliierte Reiseerlaubnis viersprachig», die ich anstandslos bei der Sicherheitsdirektion

der Landeshauptmannschaft bekam, sie galt ein halbes Jahr. Dazu brauchte man weiters den «Identitätsausweis viersprachig mit Lichtbild" von der Bezirkshauptmannschaft Bregenz. Hier gab es Schwierigkeiten, da angeblich der russische Dolmetscher nicht da war. Ich bekam den Tip, der Sachbearbeiterin, einer starken Raucherin, Zigaretten zukommen zu lassen. So habe ich notgedrungen am schwarzen Markt fünfzig Zigaretten besorgt und siehe da, der Dolmetscher war auch wieder da.

Die Fahrt nach Wien, in den mit Brettern vernagelten und total überfüllten Zügen, war 1946 noch ein Abenteuer mit planmässiger Abfahrtszeit und ungewisser Ankunftszeit. Die russischen Kontrollen an der Enns waren auch später noch Nervenproben.

Mitte Mai 1946 habe ich dann an der Hochschule für Bodenkultur, nach der Überwindung einiger bürokratischer Hürden, doch noch das zweite und vierte Semester inskribieren können. Die Inskriptionsfrist war nämlich schon überschritten, aber die massive Unterstützung von zwei damals schon frei gewählten Studentenvertretern und eines aktiven Senators brachen den Widerstand in der Rektoratskanzlei. Sonst wäre ich wahrscheinlich nach Hause gefahren und hätte das Studium an den Nagel gehängt.

In Wien war damals jedes dritte Haus zerstört oder beschädigt und erst ein Teil der Strassenbahnen in Betrieb. Strom und Gas gab es nur stundenweise und abwechselnd nur bezirkweise. Das Essen bestand aus Erbsen, Brennsuppe und schlechtem Brot, es war schlechter als zuletzt in den Gefangenenlagern. Aber wir waren trotz vierfacher Besetzung jetzt freie Menschen.

Ende Mai 1946 ist die Suchkarte, die ich am 16.10.1945 in Marseille unterschrieben hatte, daheim angekommen. Wo die sich wohl sieben Monate lang herumgetrieben haben mag?

Im Sommer 1946 bin ich dann auch noch daraufgekommen, dass ich in der Kriegsgefangenschaft auch aktiv an den Reparationzahlungen der Republik Österreich mitgewirkt habe.

Die Abrechnung vom 2.2.1946 über die Zeit in den Arbeitslagern 407 und 408 konnte bei der Nationalbank gegen ein paar Mark eingelöst werden.

1946 – 1949 habe ich dann mein Studium der Forstwirtschaft, unter heute kaum mehr vorstellbaren Bedingungen absolviert.

Nachher habe ich durch 36 Jahre meine Lebensaufgabe bei der Wildbach- und Lawinenverbauung gefunden.

Wolfurt im April 1992.



# KRIEGSTAGEBUCH DES GEFALLENEN BARTLE MEUSBURGER

18. Juni 1941

S

chon seit Tagen warten wir auf unseren Abmarschbefehl. Endlich kommt die Nachricht, dass wir heute früh 5 Uhr 30 wegfahren. Wohin? Ja, das ist es eben! Wir glauben sicher, dass es Norwegen ist, doch wird das nirgends bestätigt. Mit Musik geht es zum Bahnhof. Ich staune aber am meisten über Landecks Bevölkerung. Im Allgemeinen war sie uns nicht sonderlich gut gesinnt, denn sie hatte allen Grund. Wie wir nun ein letztes Mal mit klingender Musik durch die Stadt marschieren, öffnen sich die Fenster, und Zigaretten, Schokolade, alles Mögliche landet in unseren Reihen. Am Bahnhof ist eine Menge versammelt, wie man sie in Landeck selten zu sehen bekam. Es wurden noch Ansprachen gewechselt und dann ging es in die Bahn. Vorher aber bekommt jeder noch eine Geschenkstüte mit Zigaretten usw. Jedenfalls hat mir der Abschied Landeck von einer neuen Seite kennenlernen lassen, und der Eindruck ist ein anderer geworden. Dass auch an meinem Wagen ein Mädels dabei war, blond, blauäugig und mich besonders interessierte, will ich hier nicht näher ausführen. Hauptsache: Sie war da. Nun gehts los. Der Zug setzt sich in Bewegung. Einem neuen Abschnitt im Leben entgegen. Ein letztes Winken und jenes liebe Gesicht ist entschwunden.

19. Juni:

Unser Weg führt uns über München, wo wir das erste Mal die berühmte 'Schwarze Suppe' empfangen, nach Hannover.

20. Juni:

Wir sind längere Zeit im Güterbahnhof von Hamburg und fahren nachmittags nach Flensburg. Dort erlebte ich eine heitere Episode mit Lyfie Scherbei.

21. Juni:

Heute sind wir bereits in Aalborg und werden auch gleich auf die 'Sabine Howald', einen Frachter mit 6'800 B.R.T. und einer Länge von 152 Metern eingeschifft. Vorläufig bleiben wir hier.



Bartle Meusburger

Für die zweite Gebirgsdivision (Rentierdivision) begann der Krieg am 1. September 1939 mit dem Einmarsch in Polen. Anschliessend wurde sie in den Westen (Moselgegend) verlegt. April 1940: Transport nach Norwegen zur Entlastung Narviks. Oktober 1940; Verlegung in den Raum Nordkap. Juni 1941: Vormarsch über Finnland, Lappland Richtung Murmansk. Dann bis Ende 1944 Stellungskrieg. Der letzte Einsatz erfolgte im Westen (Raum Kolmar), bis zum Kriegsende, mit anschliessender französischer Gefangenschaft für die Überlebenden.

### 22. Juni:

Endlich, heute Abend sticht unser Kahn in See. Wir erleben eine ruhige Überfahrt bis wir am

### 23. Juni:

abends in Oslo eintreffen und in der Feste Ackerhus einquartiert wurden. Gleich sind wir von Oslo begeistert. Morgen wird gründlich besichtigt.

### 24. Juni:

Das Leben in Oslo setzt selbst mich – und ich vertrage viel – in Erstaunen. Die Kleidung der Frau ist mindestens, um es gelinde auszudrücken, freierlich. Bei uns jedenfalls unmöglich. Natürlich muss ich auch ein norwegisches Mädel kennenlernen und glaube in der Person der Nell Bradher ein echtes norwegisches Mädel zu kennen. Blond, blaue Augen, goldener Humor und eben diese liberale Denkweise. Ich besichtigte dann in Nells Gesellschaft gründlich den Eckeberg, eine Sehenswürdigkeit Oslos. Unter anderem war ich auch auf dem deutschen Heldenfriedhof. Tausende Gräber, Soldat neben Leutnant, Flieger neben Matrosen, alle sind sie beisammen! Jetzt gibts ausnahmsweise mal keinen Unterschied. Sie alle sind gleich geworden. Ein jeder gab gleich viel: sein Leben, sein grösstes Gut.

### 25. Juni:

Nochmal nehm ich die Stadt in Augenschein und Nell zeigt mir ein letztes Mal den Eckeberg.

### 26. Juni:

Heute geht's weiter. Wir fahren mit derssahn nach Trondheim. Die Viehwagen, in denen wir liegen, haben's mir besonders angetan. Ich werde Verpflegungsminister. Ein netter Schwindel!

### 27. Juni:

Ankunft in Drontheim. Natürlich wird sofort wieder die Stadt unser Opfer. Mit Bedauern stellen wir fest, dass die Mädel hier nichts von deutschen Soldaten wissen wollen. Mindestens nicht unter den Augen anderer. Ausser der Stadt, naja, da wären sie schon recht.

### 28. Juni:

Wieder werden wir losgelassen und wieder darf das Mädel nicht

fehlen! Anny Prois lernte ich auf äusserst romantische Art kennen und habe an ihr einen guten Führer.

### 29. Juni:

Heute habe ich Anny unter noch komischeren Umständen getroffen. So komisch, dass ich es vorzog Ersatz zu suchen, den ich in Ranghild Mathissen auch fand. Mit ihr verbrachte ich dann einen reizenden Abend. Aber immer musste ich daran denken, dass auch zu Hause ein Mädels an mich glaubt und verhielt mich auch dementsprechend.

### 30. Juni:

Wir werden wieder eingeschifft. Diesmal haben wir eine gefährliche Fahrt vor uns, denn seit wir in Aalborg weg sind, steht Deutschland mit Russland im Krieg! Doch wir kommen dann doch mit unserer 'Mellitta', ein 5.000 Tonnen Dampfer, glücklich in Narvik an.

### 1. Juli:

Wir kommen in den Hafen vor Narvik. An Land geht es heute nicht mehr. Doch was wir hier vom Schiff aus sehen, nimmt uns ohnehin schon genug in Anspruch. Überall im ganzen Hafen ragen diese Mastspitzen aus dem Wasser. 54 Schiffe haben auf diesem kleinen Platz ihr Ende gefunden. Mancher Engländer hat hier sein letztes 'Well!' gesprochen. Was wir von Narvik sehen, sind einige Militärbaracken und grosse Massen von Grundmauern, die wohl früher eine Stadt dargestellt haben! Im Vordergrund heben über der Erzbahn einige ganz gewaltige Geschütze drohend ihren Lauf gegen den Himmel, eine Warnung für jeden, der es versuchen sollte, sich in feindlicher Absicht Narvik zu nähern!

Am gegenüberliegenden Abhang ist eine Landschaft, die charakteristisch für Norwegen ist. Die Wellen bespülen einen Strand, auf dem mitten im 'Wald', das ist Gebüsch von höchstens 3 Meter Höhe, einzelne Häuser stehen. Häuser ist nun auch wieder ein bisschen übertrieben. Es sind Holzhütten wie in ganz Norwegen, 3 Meter im Geviert und rot bemalen. Dicht daneben erstreckt sich bis zur Stadt mit gleichartigen Häusern ein kahles Felsplateau. So ungefähr muss man sich Nordnorwegen vorstellen. Mindestens dort, wo es noch Dörfer gibt. Nördlich von Narvik sind die Dörfer, bestehend aus 10 - 12 Häusern, hunderte Kilometer voneinander entfernt. Dazwischen Felsen, Fjorde und Gestrüpp.

## 2. Juli:

Wieder werden wir auf die Stadt losgelassen. Heute Nacht sahen wir zum ersten Mal die Mitternachtssonne. Schon in Südnorwegen fiel uns auf, dass es ganz spät finster wurde. Als wir nun heute Nacht zum Himmel schauten, stand die Sonne in allen Farben spielend am Horizont. Dass der Schlaf bei strahlendem Sonnenschein natürlich nicht kommen will, ist leicht zu verstehen.

## 4. Juli:

Nichts Besonderes. Narvik interessiert uns nicht mehr. Hoffentlich geht es bald weiter.

## 5. Juli:

Um 6 Uhr geht es auf die 'Bretagne-Norge', ein Passagierdampfer, der von aussen besser aussieht, als er innen ist. Wie Ratten liegen wir in einem Käfig.

## 6. Juli:

Unser Kahn legt in Tromsø an. Niemand darf an Land. Wir müssen einen Tag warten. Unser Seeweg ist vermint und muss erst geräumt werden.

## 7. Juli:

Wir fahren los. Am Nordkap, so gegen 5 Uhr, bekommen wir auf einmal heftigen Seegang. Wir haben eben unseren Eintopf gegessen. Plötzlich klagt jeder über Magenschmerzen und Unwohlsein, und schon geht es los: Alle brechen. 300 Mann brechen über die Bordwand, so dass jedem Zuschauer sicher schlecht geworden wäre. Noch nie hab ich so 'nette' Gefühle gehabt wie hier. Alles tat mir weh. Vor der ganzen Welt ekelte es mir. Bis zum nächsten Tag.

## 8. Juli:

Heute ist mir ein bisschen besser. Gegen Abend haben wir Fliegeralarm.

## 9. Juli:

Ankunft in Kirkenes. Nun sehen wir endlich die vielgenannte Stadt: Bestehend aus einigen ganz genau ausgerichteten Holzhütten in der Grösse unserer Siedlungshäuser. Lediglich eine grössere Fabrik sticht ins Auge. Besonders der Hafen ist sehr interessant. Hier gibt es Alarm genug. Heute nicht weniger als drei mal. Jedenfalls bleiben wir nun vor-

läufig in Kirkenes und machen Arbeitsdienst. Gleich heute Abend soll es beginnen. Wir müssen Benzin verladen, während der ganzen 'sogenannten' Nacht.

**10. Juli:**

Benzin verladen geht weiter.

**11. Juli:**

Heute kann ausgeruht werden. Wir müssen 24 Stunden arbeiten, dann haben wir 24 Stunden frei. Aber abends geht es wieder los. Ich muss auf der 'Amerian' verschiedene Lebensmittel ausladen, bis morgen Abend.

**13. Juli:**

Es ist zwar Sonntag, aber um noch auszugehen, bin ich zu müde und zu schläfrig. Ich leg mich lieber ins Bett.

**14. Juli:**

Ich habe 14 Stunden geschlafen, ohne aufzuwachen. Nun gehe ich etwas aus. Abends geht es wieder los. Heute haben wir wieder diese scheussliche Arbeit. Wir müssen Benzin verladen.

**15. Juli:**

Heute geht es weiter. Ich kann zwar kaum mehr stehen. Ich schaukle nach Hause und bin gerade noch imstande ins Bett zu gehen.

**16. Juli:**

Heute schlaf ich. Kaum Zeit, diese paar Zeilen zu schreiben. Nach Hause oder sonst wo zu schreiben, kommt gar nicht in Frage.

**17. Juli:**

Wir bauen ein Feldlazarett.

**18. Juli:**

Wir verladen 24 Stunden Mehl auf die 'Amerian'.

**19. Juli:**

Ich bin wieder einmal vollkommen fertig. Hungrig, schläfrig und müde. Ich mag nicht mehr. Ich melde mich zum Arzt. Vielleicht fehlt mir was.

Nun bin ich dienstkrank. Mein Fuss ist nicht in Ordnung. Ich werde mich nicht mehr überarbeiten. Ich schreib heute einen Brief an Hilde, in dem ich alles, jede Kleinigkeit ganz genau beschreibe, denn der Brief, den ein Oberjäger mit nach Hause nimmt, wird nicht kontrolliert.

#### 20. Juli:

Heute ist Sonntag. Was soll ich tun? Spazieren gehen oder schreiben? Ich schreibe. Meine Eltern werden denken: 'Schon lange hat er nicht geschrieben, wo mag er sein?'. Aber Hilde wird ihnen von meinem Brief berichten. Dann gehe ich doch noch spazieren. Wie ich so die Strasse entlang schlendere, kommt mir ein Gesicht in Uniform entgegen, das ich kennen muss: Obergefreiter Hermann Wirth! Ein Bezauer! Ein komisches Gefühl überkommt mich. Eine Freude als hätte ich nach langer Trennung mein Mädels gefunden. Und doch ist es ein Mensch, den ich früher kaum beachtet hatte, der mir überhaupt fremd war, obwohl wir Nachbarn waren. Aber in 4.756 km Entfernung von der Heimat fühlt man sich mit jedem von dort verbunden. Abends ging ich auf eine Anhöhe über dem Meer. Plötzlich ein Blitzen, Sausen und Krachen im Hafen, als wäre der Teufel los! Russische Flieger machen wieder ihre feigen Angriffe, denen nur Wohnhäuser zum Opfer fallen. Nachts um 1 Uhr wiederholt sich der Tanz. Jedoch dieser Angriff ist weniger heftig. Unsere Baracke hat ein bisschen von Brandbomben abbekommen. Doch das Feuer konnte rasch gelöscht werden.

#### 21. Juli:

Den ganzen Tag lief ich faul herum. Denn mein Fuss macht mir Schwierigkeiten. Zweimal werde ich durch heftiges Flakfeuer gestört. Der Russe war wieder einmal da und hat heute einige kleine Erfolge zu verzeichnen. Ein Schiff wurde getroffen, wobei fünf Arbeitsmänner zu Schaden kamen. Eigentlich möchte ich heute einige Briefe schreiben, aber heute habe ich wieder kein Papier! Wozu soll ich auch schreiben, ich bekomme doch keine Post. Darf ohnehin nur in Rätseln schreiben, oder muss von albernem Dingen melden, die weder mich noch den Empfänger interessieren. Immer kann man nicht seine Gefühle zu Papier bringen. Und meistens soll es doch Liebe sein. Ich kann mir gut denken, wie so ein dummes Mädels strahlt, wenn sie ihrer Freundin sagen kann, dass sie bereits sechs Soldaten hat, die alle von ihr begeistert sind und in einsamer Stunde von ihr träumen. Jede sucht die andere zu über treffen.

Ach wenn ihr wüsstet! Wenn ihr sehen könntet in das Herz eines Soldaten, ihr würdet euch vor den Kopf schlagen, ob eurer Dummheit, oder (das würde die meisten treffen) würden überhaupt nichts verstehen. Jeder Soldat, der fern seiner Heimat den Krieg zu spüren bekommt, ist ein psychologisches Rätsel! Er selbst wird sich oft nicht verstehen.

#### 22. Juli:

Ausser einigen Fliegeralarmen wüsste ich heute nichts Besonderes.

#### 23. Juli:

Mein Stand ist nicht so gut wie üblich. Heute gehts an die Front! Das musste gefeiert werden! Trotz der Alkoholnot in Norwegen ist es uns gelungen, 40 Liter Wein und einige Liter Schnaps zu besorgen, die dann bei 15 Mann die entsprechende Wirkung hatte.

#### 24. Juli:

Während ich hier schreibe, steht die blutrote Mitternachtssonne am Himmel, also es ist bereits 1 Uhr. Um fünf Uhr fahren wir weg. Ich geh nicht mehr ins Bett, sonst bringt mich um 3 Uhr niemand raus. Ich wollte auch heute nach Hause schreiben, aber ich habe kein Papier und unser Geld mussten wir abliefern, es war zwar nicht mehr viel, gegen 200 Kr. habe ich gestern noch verspielt. Eine grosse Summe in Deutschland, gar nichts hier. Ein Haufen Papier, mit dem ich nicht mal eine Flasche Bier bekomme. Vollkommen wertlos. Wozu Geld, wer weiss, obich noch einmal in meinem Leben Geld brauchen kann?

Um 5 Uhr geht es über Elvenos, Barkina, Bizamo, auf Höhe 818. Die Strassen sind unbeschreiblich, einfach nicht zu glauben, dass hier ein Auto fahren kann. Trotzdem klappt der Nachschub immer prima. Nun marschieren wir durch die ganze Nacht. Träger mit Verwundeten begegnen uns. Feindliche Flieger versuchen, unser Vorgehen zu stören. Endlich bekommen wir Waffen.

#### 25. Juli:

Wir marschieren dieganze Nachtund kommen um 8 UhrzurKomp. (14. M.G.Komp. Reg.136) Die Komp, hat die Aufgabe, vorläufig einen Hügel, der oft wahnsinniges Feuer bekommt, zu halten. Für einen Angriff sind die Verhältnisse zu ungünstig. Die neuen Kameraden sind ganz prima Burschen. Wir werden uns sicher gut verstehen. Hier kann jeden dasselbe Schicksal ereilen. Eine Kameradschaft auf Leben und



Tod. Ich bin beim 1. Zug als Melder eingeteilt. Nun werden wir dem Leutnant vorgestellt und dann geht es an die Arbeit. Jeder Einzelne, oder je zwei Mann, bauen einen Bunker um vor den Splintern wenigstens ein bisschen sicher zu sein.

So baue ich zusammen mit dem zweiten Melder, ein O'Gefr., ein Loch. Ganz kunstvoll bauen wir das Ding zu einem Bunker aus. Doch es gefällt den Russen nicht gut, dass wir ungestört arbeiten können. Seine Granatwerfer und Artillerie schießen wie toll. Unheimlich pfeifen die Granaten über unseren Köpfen hinweg, um irgendwo in der Nähe einzuschlagen. Einmal hatte ich fast Pech. Ich steh halb aufgerichtet im Loch, da mmst-bum-mmst. Fünf Zentimeter neben meinem Kopf schlägt ein Splitter ein. Zuerst schaue ich verwundert, aber dann war ich im Loch und nicht mehr zu sehen bis der Krach aufhörte. Der Abend war ruhig. Wir erhofften eine 'stille' Nacht.

#### 26. Juli:

3 Uhr früh! Ich wache auf. Ein wahnsinniges Krachen, Pfeifen, Bersten beendet meinen tiefen Schlaf. In Figord steht ein russ. Kanonenboot und feuert aus allen Rohren auf uns. Deutsche Flieger bombardieren knapp vor uns die feindlichen Stellungen. Wir sind in der vordersten Linie. Bis 9 Uhr dauert dieses wahnsinnige Trommelfeuer. Mitmirsind zehn Mann zur 14. Komp, gekommen. Sechs Mann zum 1. Zug (auch ich) und vier Mann zum 3. Zug. Von diesen sind drei Mann verwundet worden. Alle sind Kameraden von meiner Stube in Landeck. Die erste Nacht im Felde und schon wieder zurück! Heute bin ich an der Reihe zum Kochen. Der Russe feuert fleissig auf unsere Kochstelle. Doch er konnte uns die Suppe nicht versalzen. Auch mittags und abends nicht. Mittags hat mich ein Gefr. abgeholt, mit dem ich gemeinsam zu den Stellungen ging.

Wie ich so mit ihm spreche, kommt er mir trotz seines schwarzen Vollbartes und seiner dreckigen zerrissenen Uniform bekannt vor.

Es war Prof. Rusch jun. Komisches Zusammentreffen: Der ehemalige Professor und sein Schüler als Kameraden an der Front. Ich hoffe ihn noch öfters zu treffen, denn so gefällt er mir gut.

Heute sah ich auch den ersten Toten. Neben uns, am Rande des Hügels auf dem unsere Stellung ist, sind einige Gräber. Dort lag einer von unserer Kompanie, der eben eingegraben wurde.

#### 27. Juli:

Heute ist Sonntag! In der Nacht von gestern auf heute war es ziemlich

ruhig. Ich habe in unserem 'Mausloch' geschlafen bis 12 Uhr. Dann musste ich Verpflegung fassen. Kaum war ich unten, fielen vereinzelt Schüsse. Ich schnappte meinen Sack und wollte zu unseren Löchern hinauf. Auf halbem Wege überraschte mich ein ganz wildes Trommelfeuer. Einige Einschläge in der Nähe zwangen mich, den Sack liegen zu lassen und in einem tollen Lauf ein sicheres Loch zu suchen. Es war aber höchste Zeit. Einige Sekunden später wäre es zu spät gewesen. In einer kleinen Feuerpause konnte ich unsere Löcher erreichen und musste Zusehen wie 3 Mann, darunter mein Freund Moder, tot aus einem Loch gezogen wurden.

### 28. Juli:

Wir mussten unsere Stellung räumen. Bei einem Trommelfeuer, wie ich es noch nie erlebte, gingen wir zurück und bauten neue Stellungen. Inzwischen ist es 4 Uhr abends geworden, und immer noch dieses wilde Schiessen. Also ein Trommelfeuer, 28 Stunden bis jetzt. Zum verrückt werden. Geschlafen habe ich, Gott weiss wann, das letzte Mal. Von Waschen und dergleichen ganz zu schweigen. Doch wie gerne hätte ich das getan. Ich kenne mich selber nicht mehr. Schweiß und Dreck gibt auf die Dauer eine Mischung, die unangenehm wird. Aber vorläufig wäre das Selbstmord, da man nur tief im Loch einigermaßen sicher ist. Neugierig bin ich, wie lange wir uns hier halten können. Je länger wir hier nicht vorwärts kommen, um so sicherer baut sich der Russe in seinen Stellungen ein. Ein Vormarsch wird immer schwieriger. Hoffentlich kommt bald Verstärkung, damit es endlich weiter geht und dieser Krieg ein Ende finden kann. Um nach Hause zu schreiben, oder sonstwo, finde ich überhaupt keine Zeit. Sie werden es mir sicher verübeln, aber naja, kann man nichts machen. Jeder Mensch versteht das nicht, weil jeder so etwas nicht mitmacht.

### 29. Juli:

Heute ist es ein bisschen ruhiger. Ich hab heute was von Ablösung gehört. Jetzt, wo uns der Erfolg sicher ist, möchten uns die berühmten Piefke die Lorbeeren streitig machen. Hoffentlich bleiben wir hier. Auch wenn es noch einmal so schlimm wird. Heute habe ich sogar einige Briefe geschrieben.

### 30. Juli:

Endlich Ruhe! Und doch ist mir hier eigentlich gar nicht wohl. Als wir

heute früh oben die Stellung räumten und der klägliche Rest des ersten Zuges sich nach rückwärts bewegte, ging ich trotz allem nicht gerne weg. Doch im Ruhelager – 500 Meter hinter der ersten Linie – könnte es gemütlich werden. Nachdem wir alles Gerät gereinigt haben, gab es auch einen grossen Plan, wiewiruns für einige Tage, am besten erholen können. Doch die Herrlichkeit dauert nicht lange. Ein Melder bringt den Befehl zum Packen. In der Früh des morgigen Tages müssen wir bei der Kompanie sein. So was nennt sich militärische Ruhe!

### 31. Juli:

Leider müssen wir unser schönes 'Ferienheim' – ein kleines Loch in der Erde – verlassen und tippeln mit unserem ganzen Gepäck zur Kompanie. Was nun los ist, wäre interessant zu wissen. Vorläufig liegen wir in einem kleinen Walde. Die Granaten schlagen weit hinter uns ein. Unsere Gruppe bekommt einen Mann mehr. Ich bin wieder Schütze drei. Ich soll dann beim vierten Gewehr, das bereits nicht mehr existiert, Schütze zwei werden.

Wie man gegenwärtig so hört, sollen alle Gebirgsjäger über Murmansk nach Hause kommen, sobald dieses eingenommen wird. Hoffentlich dauert das nicht mehr allzulange. Auf diese 'Hölle von Kola' bin ich nicht mehr neugierig. Kameraden, die in Polen, Norwegen und Narvik waren, sagen, dass sie den Krieg in dieser Form noch nie erlebt haben. Polen sei eine K.d.F.-Fahrt gewesen, im Verhältnis zu diesem Feldzug. In zwei Jahren Krieg haben die Gebirgsjäger nicht so viel Verluste gehabt, wie hier in 3 Wochen auf dem selben Fleck, ohne nur einen Meter vorwärts zu kommen.

### 4. August:

Seit der letzten Eintragung hab ich heute vormittag das erste Mal wieder einige Stunden geschlafen. Auf der Fischereihalbinsel griffen unsere Gruppen an; da mussten wir über Figord den Feuerschutz übernehmen. Drei Tage lang lagen wir bei einem Hundewetter, wie man es bei uns überhaupt nicht kennt, ohne Unterbrechung auf dem nassen Boden. Im August ist in der Heimat die grösste Hitze, und hier froren wir, trotz zwei Pullover, Windjacke und Kopfschützer!

Die erste Post! Endlich nach sechs Wochen einmal ein Gruss, ein Zeichen aus der Heimat. Unter anderem waren zwei Zeitungen vom 17. und 18. Juli dabei. Obwohl die Zeitungen alt waren, stürzten sich alle gierig darüber. Ein Durcheinander von Fragen und Antworten: 'Was ist

von Dornbirn dabei?', 'Ist Höchst auch drin?', 'Steht von Bregenz nichts drin?'. Jeder wollte wissen, was in seiner Heimat vor 14 Tagen los war. Unter anderem war in der Zeitung eine Karte von der russischen Front. Da war Kola nicht drauf. Wie sollten wir hier den Krieg gewinnen, wenn so ein wichtiger Abschnitt nicht einmal auf der Karte steht. Nicht einmal auf der Regimentstabskarte. Das könnte auch ein Grund des so langsamen Vormarsches sein. Das Gelände stellt uns ungeahnte Hindernisse entgegen, die das Gelingen des Feldzuges auf Kola überhaupt in Frage stellt. Beim Angriff auf die Fischereihalbinsel griffen Stukas ein. Das war ein Schauspiel sondergleichen. Endlich einmal deutsche Motoren über unseren Köpfen. Ursprünglich wollte der Angriff nicht gelingen, aber als dann die wilden Vögel aus den Wolken stieben, war der Kampf entschieden. Nur Flieger brauchten wir, dann wäre hier bald alles vorbei.

Jetzt hängen wir, in Felsen eingebaut, an einem Steil hang und schieben vorläufig 'die ruhige Kugel'.

Hoffentlich haben wir diesmal mehr Glück. Um einige Stunden Schlaf nehmen wir den eisigen Wind hier oben gerne in Kauf. Verwöhnt sind wir nicht mehr. Übrigens, bald hätte ich es vergessen. Gestern war ja Sonntag! Der Sonntag ist bei uns schon sprichwörtlich 'der schwarze Tag' geworden. So auch gestern.

DerganzeTag bisheutefrüh war nurein Ärgerfürjeden Mann im ersten Zug.

### 5. August:

Ha, Ha, Ha, dreimal kurz soldatisch gelacht. Nun hat es geklappt! Seit gestern abend 8 Uhr, bis heute früh 11 Uhr zu schlafen, dasfreuteinen Soldaten. Dazu noch an einem Ort, wo jede Granate darüber hinweggeht. Mir scheint, das Schicksal will uns hier verwöhnen. Ich muss den Berg hinunter, um Bier, Schokolade, Wurst, eben alles, was man so braucht, zu holen. Nun fehlt uns nichts mehr. Die paar Granaten, die in der Höhe explodieren, sind wie ein Hohn auf unser ruhiges, sattes Spiebbürgerleben. Wenn ich nun einen Wunsch tun könnte, dann wär es Post! Doch die Heimat, das Ziel jedes Soldatentraumes ist so weit weg. Da fällt mir gerade ein, als wir in Kirkenes an Land gingen, sprang mir ein Wegweiser in die Augen, der in Soldatenhumor die traurige Wahrheit anzeigte: Berlin 3.228 km, Wien 4.320 km, Graz 5.112 km, Dobruck 6.820 km und Bregenz 4.252 km. Nicht weit für unsere Jäger in der Luft. 24 Stunden vielleicht, doch wir, die Jäger vom Fublappen-

geschwader, würden uns ein halbes Jahr mit dieser Entfernung herumplagen!

Da schon lieber warten, bis Vater Staat uns auf schnellere und bequemere Weise nach Hause befördert. Doch ich glaube, meine Hose wäre mir dafür dankbar, wenn ich mich jetzt mit ihren Löchern beschäftigen würde, als unnütze Gedanken zu spinnen.

Nun muss ich schon wieder zum Bleistift greifen. Sonst ist hier nichts los. Da muss ich schreiben.

Nun wird es hier oben schon wieder langsam finster. Der Sonnenuntergang dauert schon fast 3 Stunden. Zwar ist es in dieser Zeit noch hell, aber nur noch für einen Monat. Trotz Anfang August und Sonnenschein ist die Windjacke kein Luxus.

#### 6. August:

Der heutige Tag bringt eine Änderung. Unsere schönen Löcher, in denen wir schon ganz famos geschlafen haben, müssen wir verlassen. Um weiter hinten wieder neue zu bauen. Diese sind wieder genauso fesch geworden. Ich glaube, wenn ich heimkomme, baue ich mir im Garten ein Loch, so gut gefällt es mir schon! Heute gingen wieder einige Nummern vom Vorarlberger Tagblatt ein. Aber leider keine Post. Ich tröste mich wieder auf später! In der Zeitung waren sogar einige bekaunte Namen (Ferdinand Rühf). Komisch finde ich es, dass die Zeitung vom 18. 7. gleich lang braucht, wie die vom 25. 7. Also mehr Tempo, wenn ich bitten darf! Sonst geht der Krieg zu Ende, ehe ich die neuen Zeitungen bekomme.

#### 7. August:

Tag und Nacht verschlafe ich jetzt schon. Kaum habe ich meine 2 Stunden Wache heruntergerissen, wird wieder geschlafen. Ich wollte einige Briefe schreiben, aber im ganzen Zug ist kein Briefpapier aufzutreiben. Kein Mensch daheim wird mir glauben, dass es wirklich so etwas gibt. Aber was kann man da machen. Ich bekomme ja auch keine Post; da sitzt der Hase im Pfeffer. Post ist das Wichtigste. Ich bin Egoist genug, dieses behaupten zu können.

#### 8. August:

Herrgott, ist das heute langweilig auf Wache! Nur schwere Artillerie schießt in der Gegend herum. Hauptsächlich die neue vom R.A.D. erbaute Strasse hinter uns scheint der Russe besonders in sein Herz ein-

geschlossen zu haben. Bis zu uns her geht sie leider noch nicht. Da gib es nur russische Pfade, auf denen unsere treuen Begleiter, polnische, russische, französische und deutsche Pferde, uns das Nötigste zum Leben heranbringen.

Wie ich gehört habe, werden wir heute Nacht nun wirklich abgelöst, d.h. wir kommen ungefähr einen Kilometer zurück. Unsere Stellung hier soll das 2. Batl. von der Fischereihalbinsel übernehmen.

Gestern Abend ist es mir gelungen, Briefpapier zu organisieren. Nun wird gleich geschrieben.

### 9. August:

Nie ist ein Glück voll kommen. Kaum, dass wir dem ärgsten Kriegsgrauen gesund entronnen sind, werden wir krank. Ganz gewöhnlich krank. Ich war heute beim Arzt und gelte als ruhrverdächtig. Schöne Aussicht! Nichts essen, ausser Haferflocken, Opiumtropfen, da möchte man ver-rückt werden!

Heute Nacht sind wir übersiedelt. Einen Kilometer hinter der Front haben wir neue Stellung bezogen. An der Liza, einem Fluss auf und neben dem die toten Russen jetzt noch zwischen verwundeten Pferden im Wasser und am Ufer liegen. Das ganze Batl. soll sich jetzt hier erholen. Die Verluste sind riesig. Fast jeder hat einen Freund oder Kameraden vergebens gesucht!

Ich bin kein Pessimist, aber trotzdem sehe ich schwarz. Bald wird der Grossangriff steigen. Dort, wo es am wüstesten zugeht, werden wir wohl eingesetzt. Hoffentlich stimmt meine Kalkulation nicht. Vorerst werde ich mich mal tüchtig ausschlafen.

### 10. August:

Der erste gemütliche Sonntag, seit ich in Landeck weg bin! Einige kleine Appelle, gutes Essen (nur für mich steht noch immer meine Haferflockensuppe bereit), sogar Wein und Schnaps hat es gegeben. Nur das dumpfe Rollen der Geschütze und das ferne Knattern der MG erinnert uns, dass wir immer noch auf Kola sind. Nun muss noch eine Feiertagszigarre daran glauben. Diesen Sonntag will ich noch richtig geniessen. Wer weiss, was nächsten Sonntag ist?

### 11. August:

Nichts stört unsere Ruhe. Die Nachbarkompanie, die 13., habe ich gestern besucht und fand zu meiner Verwunderung den ObGfr Wirth

und ObJg. Fröis, Rössle in Bezau. Beiden geht es gut. Die 82er Pioniere bauen hier eine Brücke. Meinen Cousin, der bei dieser Einheit dabei ist, konnte ich jedoch nicht entdecken.

#### 12. August:

Die Pioniere (82er) bringen uns scheinbar kein Glück. Die Russen haben sie entdeckt. Heute fielen die ersten Fliegerbomben. Hoffentlich lassen sie uns in Ruhe. Um 2 Uhr in der Früh helfen wir ihnen beim Bauen. Es muss schnell gehen.

#### 14. August:

Heute Nacht gab es Alarm! Der Russe machte einen Grossangriff. In Eile wird das Nötigste, sowie Waffen und Munition, eingepackt und mit nach vorne genommen. Doch unsere Erwartungen wurden enttäuscht. Wir lagen einige Stunden im nassen Gras, um dann, ohne einen Schuss abgegeben zu haben, wieder in unsere alten Löcher zurückzukehren. Dakommtunseine Abteilung entgegen, die auch nach vorne geht. Wie immer, wenn uns eine Gruppe begegnet, schaut man gespannt, ob man jemanden kennt. Und wirklich, ich höre meinen Namen rufen. Eine ganze Reihe bekannter Gesichter! Alle von der 14. Kompanie in Landeck. Aber wie immer, es reicht kaum zu einem Händedruck. Ein 'Viel Glück', und schon war alles vorbei. Wie viel hätten wir uns zu sagen gehabt. Unter anderem war sogar ein Bezauer dabei! Walter Kaufmann (Ergo Jakobo). Bei jedem Regiment, jedem Bataillon und fast in jeder Kompanie der Gebirgsjäger erfüllen Vertreter Bezaus ihre Pflicht! Da kann es nicht mehr schiefgehen! Da müssen wir'siegen'. Nun werden wir einige Stunden an der Strasse arbeiten. Damit die schweren Waffen, Artillerie und Panzer Vorkommen können. Dann wird den Russen eine mehrstimmige Melodie gepfiffen.

#### 15. August:

Wenn man bei Nacht arbeitet, und dann den ganzen Tag verschläft, verliert man überhaupt jedes Gefühl für Zeit. Es ist jetzt Abend. Doch kommt es mir vor, als wäre es morgen. Trotzdem habe ich gut geschlafen, das ist die Hauptsache. Während des heutigen Tages kam wieder Nachwuchs. Junge Kameraden aus Innsbruck. Langsam werden die Lücken in unserem Zug wieder aufgefüllt.

Ich verstehe nicht, dass einfach keine Post kommt! Doch gerade, so ein Schwein, kommen 2 Briefe. Welche Freude, von Gandi und Fidel.

Gerade jetzt, wo ich es aufgeben wollte zu schreiben, kommt Post. Allerdings an meine frühere Feldpostnummer 13819 adressiert. Mit Freuden schreibe ich nun weiter. Vorausgesetzt, daß ich noch irgendwo ein Papier entdecken kann.

Heute hatte ich, ganz vorne als MG-Schütze 1, erstmals den Tod direkt im Visier. Nebelschwaden zogen vorbei. Dazwischen glasklar in Sicht: 'Ein Russe, der auf mich zielte!' Doch ich war schneller!

### 17. August:

Wieder habe ich einen Tag gefaulenzt. Nicht einmal die Eintragung habe ich gemacht. Dafür war ich Strabenarbeiter! Heute Morgen, ich glaube, es ist sogar wieder Sonntag, kam ich wieder in einem ähnlichen Zustand nach Hause, wie damals in Kirkenes. Hundsmüde, daß ich mich kaum auf den Beinen halten konnte. Sonst ist es hier so ziemlich ruhig. Die Strabe geht der Vollendung entgegen, und unsere Zuversicht wird von Tag zu Tag gröber. Auch Walter Meusburger hat sich in einer Nachbarkompanie eingefunden. Nun sind wir vollzählig. Mit seinem Transport kamen auch zu unserem Zug einige Neue. Lauter Studenten, und soviel ich bis jetzt sagen kann, patente Burschen. Damit bin ich wieder der erste Schütze geworden, denn jetzt bin ich ja bereits ein 'Alter!' Das Sprungbrett für's 'Ritterkreuz', immer noch erträglicher als ein Holzkreuz, ist also geschafft!

### Gefallen am 22.8.1941, 15.00 Uhr.

Durch Granatvolltreffer in sein letztes Deckungslloch.

12.000 Gräber: Viele Vorarlberger fanden hier ihre letzte Ruhestätte.





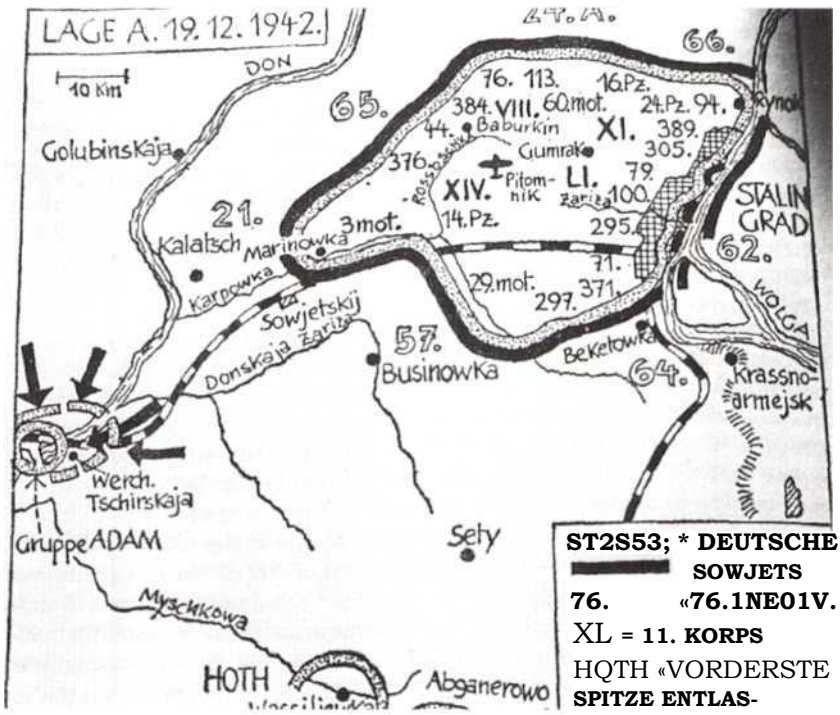
# STALINGRAD VOR 50 JAHREN – ICH WAR DABEI

von Jodok Fink

Über Stalingrad wurde viel gesprochen, geschrieben, gelesen und geweint.

Mit meiner Panzerjägerabteilung kam ich im Jänner 1942 als Truppenarzt von Serbien in den Südabschnitt der Ostfront. Es hatte dort im Winter tiefe Einbrüche gegeben. In den ersten Tagen gleich ein Bild des Grauens: Ein Bataillon unserer Division war in Gefechtsformation auf ein Dorf vorgerückt, das feindfrei gemeldet war. Als die Spitze den Ortsrand fast erreicht hatte, empfing sie mörderisches Feuer aller





Kaliber. Auch der Tross war schon unterwegs auf einer schnurgeraden Rollbahn. Er wurde durch zentriertes Granatwerferfeuer restlos vernichtet. Die Bilanz war schrecklich: Die ganze Schneefläche war mit Toten übersät, die zum Teil schon im Fallen infolge der eisigen Kälte erstarrt waren und deren Arme wie hilfesuchend aus dem Schnee ragten.

Im Mai 42 gerieten wir südlich von Charkow in eine kritische Lage, die drohende Umzingelung durch die Russen wurde aber bereinigt, und in eine Umfassungsoperation unsererseits verwandelt. Ergebnis: 200.000 russische Gefangene.

Die Sommeroffensive im Juni brachte rasch grosse Geländegewinne, führte aber zu einer Unterschätzung des Gegners. Verhängnisvoll für das weitere Schicksal der 6. Armee, aber auch der ganzen Ostfront, war der Befehl Hitlers, die Heeresgruppe Süd in zwei Stosskeile zu teilen. Gruppe A Richtung Kaukasus, Gruppe B Richtung Stalingrad.



Rechts der Verfasser, Jodok Fink, als Frontarzt (vor dem Urlaub).

Mitte August wurde von der 16. Panzerdivision das Ufer der Wolga in Stalingrad erreicht und auf einem vier Kilometer langen Abschnitt besetzt. Wir waren im Norden des grossen Donbogens eingesetzt. Schweres Feuer der russischen Artillerie brachte uns Verluste. Wir lagen in tiefen Erdbunkern zum Schutz gegen die Feuerüberfälle, die vom Nordufer des Don erfolgten. Dort hatte der Gegner eine gewaltige Übermacht aufgebaut (ca. 1 Mio. Mann).

Ich war dann 14 Tage auf Heimaturlaub. Auf der Rückfahrt zur Front, Mitte November, gab es wilde Gerüchte über gravierende Ereignisse an der Front, die sich dann leider immer mehr verdichteten und zur Tatsache wurden: Mit Wintereinbruch hatten am 19. 11. 1942 schwere russische Panzerverbände im Bereich der Nordflanke über den gefrorenen Don die rumänischen Stellungen durchstossen. Gleichzeitig erfolgte aber auch im Süden der Durchbruch schwerer Kräfte Richtung Norden. Schon zwei Tage später konnten sich die beiden Stosskeile im Raume Kalatsch vereinigen. Die tödliche Zange war geschlossen.

Grosse Teile der 6. Armee, 280.000 Mann, waren im Raume Stalingrad eingeschlossen. Fünf Tage später bereitete sich die eingeschlossene Armee zu einem Ausbruch vor. Bei der Führung und der Truppe herrschte Hochstimmung für das Unternehmen 'Freiheit'. Im letzten Augenblick aber Verbot zum Ausbruch von höchster Stelle.

Zu tausenden sammelten sich im Donbogen aus der Heimat zurückkehrende Urlauber, die ihre eingeschlossenen Einheiten nicht mehr erreichen konnten. Sie wurden zu Kampfgruppen zusammengefasst und in die Kämpfe im Donbogen geworfen, ohne genügend mit schweren Waffen und besonders panzerbrechenden Geräten versehen zu sein. Sie wurden durch die überlegenen Kräfte ihres Gegners aufgerieben.

Ich sollte laut Funkbefehl vor Weihnachten 1942 von Morosowskaja in den Kessel einfliegen. Aber es kam nicht dazu. Als ich ankam, standen russische Panzerverbände schon am Rande des Flugplatzes. In dieser Zeit wurde die Armeegruppe Hoth angesetzt mit dem Auftrag, den Einschliessungsring von Süden her aufzubrechen. Die Panzerspitzen kamen auch bis 55 km an unsere Stellungen im Kessel heran. Stürmisch forderten die Generale im Kessel die Genehmigung zum Ausbruch, um sich mit der Gruppe Hoth zu vereinigen und die Einschliessung zu beenden. Wiederum striktes Verbot dazu. Damit war das Schicksal der 284.000 Eingeschlossenen besiegelt. An der Tschirfront kam es zu einem Zusammenbrüchen der 4. Ital. Armee, Hoth musste Panzerkräfte zur Bereinigung der Situation abgeben.

Am 8. 1. 1943 Ultimatum der russischen Donfront zur Kapitulation der 6. Armee. Es wurde abgelehnt. Daraufhin begann am 10. 1. 1943, wie im Ultimatum angekündigt, die gnadenlose Vernichtungsschlacht aus 5'000 Geschützen, Granatwerfern und Stalinorgeln sowie aus der Luft wurde pausenlos auf unsere Stellungen getrommelt.

Am 12. 1. 1943 flog ich gemäss Funkbefehl von Novotscherkask, nördlich Rostow, 300 km über Feindgebiet mit einem Langstreckenbomber (He 111) unter schwerem Flakfeuer Richtung 'Festung' Stalingrad. Ein Hohn, denn das einzig Feste an dieser Festung waren die Linien der schon dezimierten, aber sich heldenhaft wehrenden Einheiten. Geladen hatten wir Munition und Sprit sowie Brot (Knäckebrötchen). Als die Maschine in Pitomnik landete, war der Feind schon am Rande des Flug-

platzes. Die hinter uns fliegende zweite Maschine mit einem Regimentsarzt unserer Division an Bord wurde zwar getroffen, konnte aber noch landen. Mit einem Funkwagen erreichte ich meine Einheit. Ich hatte zuvor mit Brot als Zahlungsmittel Benzin für diese Fahrt eingetauscht. Die einst stolze Panzerjägerabteilung bot ein Bild des Jammers. Die Leute waren ausgemergelt. Es gab eine Scheibe Knäckebrot pro Tag und etwas Pferdefleisch, denn alle Pferde, besonders der rumänischen Einheiten wurden geschlachtet. Es herrschte grimmige Kälte mit Minusgraden von 20 bis 40 Grad. Mangels aus reichender Winterbekleidung kein Schutz vor Erfrierungen. Groteskerweise hatten die Leute noch Lederschuhe und Stiefel. Der Gegner jedoch war mit Wattejacken, -hosen und Filzstiefeln ausgerüstet und sehr beweglich. Verzweifelt war aber die Situation deswegen, weil unsere panzerbrechenden Waffen ohne Sprit und Munition waren. Die Versorgung des Kessels aus der Luft brachte nur ein Zehntel des Benötigten.

Ärztlich zu versorgen hatte ich, neben schweren Verwundungen vor allem Erfrierungen. So kamen zwei Mann hinkend in meinen Bunker. Ihre Beine waren bis in Kniehöhe schneeweiss und steinhart gefroren. Gleich darauf zwei weitere mit Erfrierungen an den Füßen und beginnendem Starrkrampf (risus sardonicus). Das Fehlen der aktiven Schutzimpfungen gegen Starrkrampf hat tausenden Soldaten das Leben gekostet. Die Alliierten und die Rote Armee hatten diese Impfungen, wir aber mussten jede Verletzung mit tierischem Serum passiv impfen. Dabei kam es sehr häufig zu schweren und schwersten Zwischenfällen. Verbandsplätze gab es in den Kellern und Ruinen sowie in den Bunkern, vor allem des Flugplatzes Gumrak, wo die Leute in zweistöckigen Pritschen zu Tausenden lagen. Ich fuhr mit sechs Schwerverwundeten zum Flugplatz Gumrak und versuchte sie dort in den Lazarettbunkern unterzubringen. Doch überall wurde man abgewiesen, weil die Bunker überfüllt waren. Nur mit List gelang es mir, jeweils einen Verwundeten hineinzuschmuggeln.

## Eine fast heitere Episode - Kaffeorgie im Kessel

Als wir den Verwundeten in den Verbandsplatz (Bunker) trugen, bemerkte ich, dass aus dem Kopfpolster, das ich dem Mann unterlegt hatte, Kaffeebohnen herausrieseln. Er hatte den im LKW vergessenen kleinen Sack mit Bohnen als Kopfstütze unter seinen Kopf geschoben.



Das war ein Fund. Sofort eine Mütze voll von dieser Kostbarkeit für die Sanitäter. Dann musste noch ein Bunker als Nachtquartier gefunden werden. Denn zurück konnten wir in der Dunkelheit nicht fahren. Aber ein solcher war bald gefunden. Das Eintrittsgeld in Form von Kaffee tat Wunder. Unter Hallo wurde in einem grossen Kessel auf dem glühenden Kanonenofen nun Kaffee gebraut. Kochgeschirweise tranken die Männer, die zum Teil schon tagelang keine Verpflegung mehr erhalten hatten, den starken Bohnenkaffee. Die Wirkung war beachtlich: Schwitzen, Herzklopfen und Schlaflosigkeit. Eine wäere Flut toller Gerüchte, Parolen von der schon nahen Befreiung aus dem Kessel. Trotz Kaffeerausch versank schliesslich der Haufen in erlösenden Schlaf. Es war der letzte Kaffee für Jahre.

Die guten Ju 52 standen auf dem Flugfeld und zu ihnen zog sich eine lange Reihe Verwundeter, zum Teil waren sie amputiert, im Schnee kriechend und verzweifelt sich vorarbeitend, denn ein Platz in der Ju wäre ihre Rettung gewesen. Mit letzter Kraft klammerten sie sich beim Abheben an die Maschinen. Die 18.000 Verwundeten und Kranken hatten abernichtmehrlange zuleiden. Denn am 21. 1. fiel Gumrakund bald darauf Stalingradskij in Feindeshand und damit die letzte Lande-

möglichkeit für unsere Maschinen. Die Lazarettbunker wurden aber von fanatisierten Gegnern mit Benzin übergossen, angezündet und zugeschüttet. Am 24. 1. meldete Paulus: 'Truppen ohne Munition und Verpflegung. Verwundete ohne Mindesthilfe an Verbandszeug und Medikamenten. 44., 76., 100., 305. und 384. Division vernichtet. Weitere Verteidigung sinnlos, Armee erbittet Genehmigung zur sofortigen Kapitulation.'. Der oberste Befehlshaber lehnte die Kapitulation wiederum ab.

Die letzten Nächte im Kessel waren gespenstisch: Im Mondlicht flogen unsere Transportmaschinen in niedriger Höhe über die weisse Kraterlandschaft und luden Konserven, kleine Verpflegungsbomben und Kommisbrote ab. Allenthalben suchten die Leute im Schnee nach abgeworfenen Kostbarkeiten. Man durfte sich aber nur im Stahlhelm hinauswagen, denn ein gefrorener Brotleib, abgeworfen aus etwa 100 m Höhe, wäre verhängnisvoll gewesen. Auf Plündern einer Verpflegungsbombe stand die Todesstrafe. Immer mehr wurden wir in die Keller und Erdlöcher der Ruinenstadt getrieben. Für die armen Verwundeten waren Opiate die letzte noch mögliche Erleichterung. Im Freien musste man aber die Spritzen, Kanülen und Ampullen auf dem Leib tragen. In der Tasche waren sie sofort gefroren und nicht mehr zu gebrauchen. Durch die totale Überlegenheit des Gegners war es ihm möglich, den Kessel in 3 Teilkessel zu spalten. In Offizierskreisen wurde die Empfehlung, sich durch eine Kugel der Gefangennahme zu entziehen, weitergegeben. Ich lehnte dieses Ansinnen energisch ab. Angesichts des Sterbens rundum (in den letzten drei Wochen 100.000 Mann gefallen) durfte man sein Leben nicht wegwerfen. Man hatte die Pflicht, mannhaft dem ungewissen Schicksal der Gefangenschaft entgegenzugehen.

Am 30. 1. hörten wir bei den Funkern eine Rede Görings, in der er ausführte: 'Wenn einer in den Krieg zieht, so nicht um sicher heimzukommen, wenn er aber heimkommt, hat er Dussel gehabt.' Die Antwort aus dem Kessel: 'Verbieten uns vorzeitige Leichenreden.'. Am 31. 1. kam Paulus am roten Platz in Gefangenschaft. Wir waren im Nordkessel (Traktorenwerk), mitden Resten unserer 113 I.D. der 24. und 16. Pz. Div sowie der 60. I.D.Mot. Nach dem letzten Feuerstoss der Russen auf das Traktorenwerk wurde nicht mehr zurückgeschossen. Der Kampf 'bis zur letzten Patrone' war zu Ende. Am Morgen des 2. Februar 1942 waren wir von russischen Panzern völlig umstellt. Wo man hinsah nur T 34

Panzer. Mangels panzerbrechender Waffen waren wir am Ende des Widerstandes. Es hiess: 'Ruki vwjerch! – Hände Hoch!'.

123.000 Mann formierten sich, Mannschaft und Offiziere getrennt, in endlosen Kolonnen zu einem Marsch ins Ungewisse, in die verlorenen Jahre ihres Lebens. Zurückgekehrt sind ca 5.000 Mann, darunter auch ich, nach 5 Jahren Leben hinter Stacheldraht. Ein Kapitel für sich.

Meine persönliche Erfahrung: Was der einfache Soldat, Unteroffizier und Offizier der Kampftruppe im ganzen Feldzug geleistet und gelitten hat, ist beispiellos. Im krassen Gegensatz dazu die Fehlleistungen der höchsten Führung.



# ICH HATT' EINEN KAMERADEN

**M**itanand im Dreck

so wit vo dahoam awek  
sand mor g'huckt  
voro Kugla se duckt  
Die letzt Zigaretto tolot  
usom Für anand g'holot  
hets Brot geosso  
koanar deasa vorgeosso  
oas gsin jauhrus jauhrin  
i goato und schleto Togo  
«Kamerado».



## 'HART' GEKOCHTE OSTEREIEN

Die Nacht zum Ostermorgen 1942 will kein Ende nehmen. In das

Deckungsloch der vordersten HKL (Hauptkampflinie), nur einen Steinwurf vom Russen entfernt, pfeift immer noch eisiger Krim wind. Er wirbelt beissende Kälte vom Schwarzen Meer über die Landenge der Halbinsel Kertsch. Sie durchdringt die dünnen Landser(Sommer)mäntel und zieht durch Mark und Bein. Wir drei vor Kälte schlotternden, schmutzigen und verlausten Inhaber dieses finsternen Unterschlupfes sind ein Funktrupp, der dem nahen Bataillonsgefechtstand als VB (Vorgeschobener Beobachter) zugeteilt ist. Mit unserer schwerfälligen Funkkiste leiten wir das Feuerkommando zu den weiter rückwärts in Deckung liegenden Geschützen. Sie bringen der Infanterie in ihrem Abwehrkampf die nötige Artillerieunterstützung. Monoton verfängt sich der Wind in unseren Stahlhelmen. Lästiges Pfeifen in allen Tonstufen lässt die eigenen Worte beinahe verstummen.

'Wo bleiben die Essenträger', meckert Otti, ein baumlanges, drahtiges Bursche aus Augsburg, den man besser nicht ärgern sollte. Krieg und Heldentum ist ihm zuwider. Er kennt bessere Themen. Von auserlesenem Essen und hübschen Mädchen weiss er viele erhabene Details, die jeden Landser an der Ostfront die Not der Stunde für Augenblicke vergessen lassen. 'Marschall Antonescu, der Staatschef der mit uns verbündeten Rumänen, hat jedem deutschen Soldaten auf der Krim fünf Ostereier spendiert', lautet die 'Sondermeldung' des immer gut informierten Schwaben.

'Die haben ja selber nichts zu fressen', bemerkt Grassl Toni, von Beruf Bierfuhrmann aus München, voller Grant. Schon seit Tagen hustet er und es pfeift schmerzhaft aus seiner entzündeten Lunge. 'Du glaubst auch jedes Latrinegerücht, wie sollten denn auch solche Unmengen von Eiern transportiert werden', geifert er weiter. 'Es wird sich wohl bis München herumgesprochen haben, dass hartgesottene Eier durchaus transportfähig sind, belehrt ihn Otti leicht streitsüchtig. Er zwinkert dabei, wie immer, wenn ihn etwas ärgert, mehrmals mit dem rechten Auge.

'Otti, geh einmal kurz auf (Funk)Empfang', mische ich mich in das bedrohlich werdende Gespräch ein. 'Wir sind ja nicht da um mit Osteriern um uns zu werfen, sondern ballern, wenn es sein muss mit unseren Geschützen.'

'Die Nacht ist verdächtig still. Der Ivan hat was vor', wittert Toni und schnuppert wie ein Osterhase ostwärts. 'Ich zieh wieder um nach Frankreich zu leichten Mädchen in warmen Betten', meint Otti mit Galgenhumor, nachdem er die Funkverbindung zu Batterie und Bataillon überprüft hat. 'Was haben wir doch auf dieser verdammten Krim schon alles durchgestanden.'

In der Tat ist der Russe zwischen Weihnachten und Silvester im Raume Kertsch und Feodosia, unterstützt von schwerster Schiffsartillerie überraschend gelandet und hat die bisherige Unbesiegbarkeit der deutschen Wehrmacht unterbrochen. Die beissende Kälte der Weihnachtstage liess die Tränen der Hilflosigkeit in den gequälten Gesichtern der Zurückflutenden in Eis erstarren. Im Raume Parpatsch-Vladislavovka gruben sich die angeschlagenen Verbände, immer noch in Sommerkleidung, in die beinharte Erde und setzten dem Vormarsch verbissen kämpfend, vorerst ein Ende.

Da sitzen wir heute noch und sperren den Zugang zur Krim. Der Russe aber gibt nicht auf. Mehrmals am Tag greift er an. Mit frischen Truppen in beneidenswert kompletter Winterkleidung ausgerüstet und Panzern in Massen. Er beherrscht die Luft und lässt die Erde mit mächtigen Kalibern seiner Schiffsartillerie erzittern.

'Es ist zum Kotzen, nach unserer so friedlichen Weihnachtsfeier – noch im Freien – in Südfrankreich holten sie uns in diesen Schlamassel. In kurzer Zeit war unser unvorbereiteter Haufen zusammengewürdet und der Grossteil der Spezel schon beim ersten, missglückten Panzerangriff im Morgengrauen, in totbringenden Vormittagsstunden, gefallen. Wie soll das weitergehen?' fragt Toni in grosser Sorge.

'Die Essenträger kommen!' Meine Ankündigung zündet wie ein Granateinschlag. In der Tat erspähen wir alle im Schein der Leuchtpurmunition zwei Landser mit Kochgeschirren und vollgestopften Brotbeuteln. In windverwehter mit Schnee vermischter schmutziggelber

Erde robben sie heran. 'Wo sind die Ostereier?' mault Otti, reichlich ungehobelt. Dankesworte für ihren waghalsigen Einsatz findet er keine. Wortlos und so sorgsam es mit steifgefrorenen Fingern möglich ist, legen die braven Essenträger dreimal fünf, in schneeweiss und zwiebelbraun sortierte, unbeschädigte Ostereier auf den Grabenrand. Grassl Toni findet als erster die Sprache wieder: 'Jo gibt's denn sowas a', stammelt er auf urmünchnerisch. Weitere Essen-Tagesrationen, wie immer schön eisgekühlt, kommen auch noch dazu.

'Zigaretten fehlen heute, den Marketenderwagen hat der Ivan geschnappt', stottern die Essenträger und hauen ab. Die Auswirkung dieser Durchsage haben sie schon mehrmals zu hören bekommen. Es reicht ihnen.

Wir wollen eben nach unseren Ostereiern greifen. Da ratschbumst es in die links von uns gelegenen Splittergräben, dass die Fetzen fliegen. Die nahen Einschläge lassen auch unser Loch erzittern. 'Da hat doch wieder einer seinen Riecher aus dem Graben gesteckt', bemerkt Toni allwissend. Einige Sekunden später stürzen drei Gefangene in unser Loch. Nach den Genfer Konventionen hätten sie ein gutes Stück weiter nach hinten gehört. Sie mussten, ganz vorne zu Grabarbeiten eingeteilt, am Rande eines Volltreffers überlebt und das Weite gesucht haben. Zitternd, dicht aneinandergedrängt, schutzsuchend, rutschen sie herunter und drängen sich furchtsam in die hinterste Ecke. Wir teilen mit ihnen den Unterschlupf.

Unglücklich vereint sitzen wir nun da. Drei Russen und ein deutscherVB Funktrupp, umgeben vom österlichen Unfrieden. Alle in 'treuer' Pflichterfüllung für irgendein unerreichbares, auf seine Ideologie beharrendes (Un) Wesen, ganz weit von allen entfernt. Es beginnt zu grauen. Die Ostereier stehen noch in Reih und Glied am Grabenrand. Auch die Russen schauen nach überstandnem Schrecken hohläugig in diese Richtung.

Dann beginnt das Wunder dieser Osternacht. Otti fasst einen schnellen Entschluss. Mit seinem Seitengewehr säbelt der gute Kamerad drei Eier in sechs Hälften und drückt Freund und Feind zwei ganze und ein halbes Ei in die verfahrenen Hände. Ohne Worte. Sein rechtes Auge zwinkert nun unentwegt. Toni wischt sich mit der Hand umständlich über die

Augen. Ich habe auch meine Schwierigkeiten. Die Russen kauen heiss-hungrig und wimmern ergriffen 'Spasibo' (Dank). Die Liebe ist eingekehrt in dem lausigen Dreckloch vor Vladislavovka, das jeden Augenblick in die Luft gehen kann.

Geheimnisvoll kramen bald darauf die Gefangenen in den Taschen ihrer zerschissenen, erdbraunen Mänteln und wuzelnd darin, in gekonnter Manier, für alle ein zigarettenähnliches Gebilde. Der beissende Rauch des ätzenden Mahorkakrautes, in Zeitungspapier gedreht, ist der Weihrauch dieser feierlichen Stunde.

Plötzlich sehen wir sie vor uns. Einen Graben voll weisser Gespenster in Schneemänteln und Pelzmützen. Lautlos huschen sie heran. Sibirer mit aufgefplanten Seitengewehren zum Nahkampf entschlossen, stürmen im engen Graben schaurig der Reihe nach in unsere Richtung. Blitzartig erkennen wir die Situation. 'Zurück' samt Funkgerät, Verschlüsselungen und Aufzeichnungen. Dies alles wollen sie haben. Dadurch endlich auch Funkstille und Ende des gut gezielten Artilleriefeuers, das wir laufend, nur einige Meter vor ihrer Nase eingenistet, vermitteln. Doch wir wären 'tot' sicher von dieser verwegenen Kampfgruppe, die uns alle überlistet hat, überrollt worden, wenn da nicht 'unsere' Russen ihre heranstürmenden Landsleute, für sie als Befreier, freudestrahlend und besonders aufwendig gestikulierend, entgegen-gelaufen wären. 'Bewusst', zu unseren Gunsten, verzögern sie dadurch die Angriffswucht der da Kommenden für Augenblicke. Als Dank für die Ostereier! Das ist unsere Rettung. Sekundenschnell verschwinden wir, mit Sack und Pack und Funkgerät.

'Hätten wir die Ostereier alleine gefressen, wären wir in den Himmel aufgefahren' meint Otti staubtrocken, nach dem wir weiter hinten in einem hartgefrorenen Latrine-Deckungsloch der Infanterie die erste Zuflucht fanden. Doch die nicht enden wollenden 'Ostergrüsse' der Stalinorgel lassen uns auch in dieser 'Behausung' keine Ruhe. Ohne Auferstehung versinkt im grausigen Kampfgeschehen die nächtliche Einkehr des Friedens im qualmenden Pulverdampf des Krieges.

# IN DER ENTLAUSUNGSSTATION

Kamerad Otti war zuständig für Sonderverpflegung für unseren verschworenen VB Haufen. Wir befanden uns, endlich wieder einmal abgelöst, an einem einigermaßen sicheren Ort. Er wusste etwas von einer Bäckerkompanie, nicht so weit entfernt, welche an verschiedene Einheiten Brot ausgab. Schon frühmorgens zog er aus. Mit einem Riesensack in der Hand und den Kopf voll ausgeklügelter Ideen. Der Erfolg blieb nicht aus. Bald darauf schleppte er einen halben Sack Barras (Militärbrot) daher. Frisch gebacken, knusprig braun. 'Wie hast Du das wieder gemacht?' wollte ich von ihm wissen. 'Ich habe mich in eine Brotwurfkette von der Bäckerei zu den Abhol-LKWs eingegliedert und etwas für uns abgezweigt. Doch so ein Heini hätte mich beinahe erwischt, drum war mein Rückweg so schnell und ist der Sack nur halb voll', keuchte er, noch ausser Atem. 'Eiskalten Barras haben wir schon genug gefressen, wie wär's heute einmal mit frischem Tostbrot', sagte Grassl Toni, der immer so gerne vom Essen sprach.

Gesagt getan. Scheibe für Scheibe legten wir auf die heisse Kanonenrohrfenplatte. Es duftete wie frisch gebackenes Zopfbrot am heiligen Abend. Mit verzückten Augen drückten wir Stück für Stück, egal ganz oder halb geröstet, heiss hungrig hinunter. Bald darauf hatte man mit uns aber noch etwas ganz Besonderes vor. Es gab eine LKW Ausfahrt, doch nicht ins Blaue, sondern in eine Entlausungsstation. Auf dem Weg dorthin sammelte man an allen Ecken eben so 'lausige' Mitkämpfer auf, bis das Lastauto zum Bersten voll war.

Endziel irgendein Russenkaff etwas weiter hinten. Dort angekommen, steckte man uns in ein ebenerdiges Gebäude, welches nur aus einem einzigen Raum bestand. Dieser glich einer Art Grosswaschküche. Unsere verlausten Klamotten wurden uns abgefasst und in eine Riesendampfanlage gesteckt. Übrig blieben nur noch die Stiefel, in denen es sogar den Läusen zu kalt war. Der Hausherr, ein älterer Hilfspolizist im heroischen Etappeneinsatz, war, seinem selbstbewussten Auftreten nach, der alleinbefehlende Oberentlauser weit und breit. Er sorgte dafür, dass wir artig darauf warteten, bis die Klamotten 'entlaust' zurückkamen.

Doch es dauerte und dauerte. Alle sassen, von einer Gänsehaut überzogen, fröstelnd und doch geduldig auf nass kalten Bänken. Nur wir drei VB Helden fielen unangenehm auf. Es gab Blähungen und Verdauungsschwierigkeiten aller Art. Wegen dem vielen Tostbrot. Bei Grassl Toni fing es an. Unter ruckartigen Bewegungen verzog er sein Gesicht. Er war nicht mehr zu erkennen. Otti zwinkerte, wie immer wenn ihm etwas nicht passte, mit dem rechten Auge. Diesmal im Tempo einer Maschinengewehr-Garbe. Ich stampfte auf den Boden wie ein Ackergaul und schwang mich im Rhythmus einer Bauchtänzerin durch die Gegend. Besserung trat keine ein. Im Gegenteil, es rumorte, zwickte, riss und stach immer noch mehr in unseren Bäuchen und dazu: 'weit und breit war keine Latrine in Sicht.'

Wir griffen zur Selbsthilfe. Bevor es der Oberentlauser mitbekam, waren wir schon draussen. Mitten auf der Hauptstrasse – alle schön der Reihe nach – in eindeutiger Haltung – bei Minus 20 Grad und eisigem Krimwind – nur in Stiefeln.

Mehrstimmige naturgewaltige Töne erklangen und der Schnee verfärbte sich. Zum Glück standen keine Kriegsberichterstatter hinter uns. Film oder Foto(nah)aufnahmen, an das Oberkommando der Wehrmacht weitergeleitet, hätte schlimme Folgen gehabt.

Russenweiber huschten vorbei. Ihre Augen funkelten unter schwarzen Kopftüchern. Sie warfen uns Blicke zu. Aber keine begehrliehen. Daher kommende Landser registrierten das Geschehen noch mit gewissem Verständnis. Jedoch ein 'Spiess'verdächtiges Individium (Hauptfeldwebel) mit zackigem Dienstschrift unterwegs, brüllte schon von weit her: 'Schweinerei'. Er verfolgte uns auch noch, nach dem wir, von schwerer Last befreit, im Eilschritt nun wieder in aufrechter Haltung, ins Entlausungsska bi nett zurückeilten.

Kaum dort angekommen, stand der Kerl schon breitmächtig im Türrahmen. Er schrie und krächzte überlaut von todesverdächtigen Paragraphen, Wehrkraftzersetzung und Kriegsgericht. Wir gaben es ihm!

'Betont' stramm salutierten wir, knallten unser einziges Kleidungsstück, die Stiefel, zusammen dass alles schwungvoll wackelte und wiederholten

im Chore, so laut es ging, wie gelernt: 'Jawohl Herr Hauptfeldwebel, nie mehr sch....., sonst Kriegsgericht'.

Es reichte. Er lief rot an, rang nach Luft, knallte die Türe zu und verschwand auf Nimmerwiedersehen!

Einige Tage später sassen wir wieder zusammen. Beim Entlausen. In Handarbeit. Nach der altbewährten Methode.



## VON DER HAUPTKAMPFLINIE ZUM HAUPTVERBANDSPLATZ

**D**ie letzte Aprilnacht des Jahres 1942 sollte eigentlich den Wonne-

monat Mai einleiten. Sie konnte es nicht. Im Kriegsgeschehen auf der Krim gab es keine Wonne und den Mai nur dem Namen nach. Jeder Tag war gleich grau und hässlich.

Ich lag in einem feuchtem Unterstand in der Feuerstellung der Batterie. Auf klebriger Erde, nur mit einem hauchdünnen Sommermantel überdeckt, durfte ich hier zusammen mit meinen VB-(Vorgeschobene Beobachter) Funktruppkameraden in einer etwas ruhigeren Stellung, kurz abgelöst, für eine Nacht ausschlafen. Wir hatten im Moment keinen Feindbeschuss. Nur unsere Geschütze schossen hin und wieder einige Serien Sperrfeuer. Übermüdet von den vergangenen Tag- und Nachteinsätzen wälzten wir uns ruhelos hin und her.

Auf einmal ein schaurig dumpfer Knall. Ganz anders als das Ballern unserer Geschützabschüsse oder die mit Jaulen eingeleiteten Explosionen feindlicher Granaten. Ein kurzer Aufschrei riss uns aus den 'Betten'. Wir stürzten hinaus zu den Geschützen. Welch ein Anblick. Beim zweiten Geschütz ein Rohrkrepiierer. Das Kanonenrohr aufgebläht, in Streifen gliedert auseinandergerissen. Zwei zerfetzte Leiber davor.

K (Kanonier) I und II gefallen. 'Für Grossdeutschland'. So hiess es damals. Augenblicke zu vor waren es noch liebevolle Kameraden, voller Hoffnung, wieder nach Hause zu kommen.

Das Einschlafen ging nun noch schwerer. Wir waren beunruhigt. So Ähnliches soll in anderen Einheiten auch schon vorgekommen sein. Es gab Vermutungen, dass Zündungsauslösungen schon im Kanonenrohr, Sabotage-Frühzündungseinstellungen in Rüstungsfabriken sein könnten. Doch wir waren nicht zum Denken eingeteilt... Die Augen fielen uns zu. Für mich begann eine schlimme Nacht. Von unsagbaren Kopfschmerzen geplagt erwachte ich im Morgengrauen. Ich fühlte mich einsam und verlassen.

Die Kameraden an meiner Seite schnarchten so kräftig überlaut, dass sogar der Ivan sie bald hören musste. Ich wollte sie nicht wecken. Die Schmerzen wurden immer heftiger. Auf einmal fühlte ich an der linken Halsseite ein riesiges Geschwür. Ich bekam es mit der Angst zu tun... hatte aber keine Zeit, mich dieser hinzugeben.

Ein plötzlicher Feuerüberfall auf unsere Batterie. Ohne langes Einschossen. Granaten, auch schwerere Kaliber, detonierten im ganzen Gelände. Die Balken unseres Unterstandes erbeben. Lehm, Schmutz und Erdbällen übersähten uns. Eine nichtendend wollende Stunde lang dauerte das Trommelfeuer. Dann war es unheimlich still.

Wie so vielmal in diesem Krieg, krochen alle Überlebenden wieder aus ihren Mauselöchern. Kommandos erschallten. Der Krieg ging weiter. Zackig militärisch, wie gelernt. Diese Gelegenheit benützte ich und schob mich in einem Splittergraben einer Rotkreuzflagge zu, in deren Nähe ich einen Sani(täter) oder Arzt vermutete. Diese waren jedoch mit frisch Verwundeten so beschäftigt, dass mich keiner beobachtete. Doch wie ein Wunder sah mich der umsichtige Oberarzt, mit dem ich schon in Frankreich zu tun hatte. Gerade zu diesem Zeitpunkt setzte der Granatsegen wieder ein. Er betastete meinen Hals und schrie mich, wegen dem Getöse rund herum an, ob ich vorher einen Ausschlag hatte. Den hatte ich. Was für ein grossartiger Arzt. Er hat buchstäblich im Schein der Granaten meine Krankheit, eine Halsdrüsentuberkulose, wie es später bestätigt wurde, erkannt.

Ein grüner Zettel, das Erkennungszeichen eines Erkrankten, wurde mir umgehängt. Nun nichts wie hinein in einen heranfahrenden Sanker (Sanitätswagen) trotzdem er schon voll mit Verwundeten war. Der Kamerad vorne am Steuer lenkte sein Fahrzeug nicht gerade sanft, dafür um so furchtloser durch Granattrichter hindurch und an Einschlägen vorbei. Allgemeine Richtung Hauptverbandsplatz. Dieser befand sich gar nicht so weit hinten in Kolchoseähnlichen Baracken. Gut gedeckt. Ohne Feindeinwirkung.

Dort angekommen, nistete ich mich in einer stillen Ecke ein. So zwischen 8 und 9 Uhr am frühen Vormittag. Kein Sani sah mich an. Wohl wegen dem grünen Krankenzettel, oder weil ich noch sitzen konnte und der Kopf einigermassen gerade oben stand. Es gab da genug Schlim-

meres. Einen ganzen Tag hindurch sah ich nun die Leiden des Krieges, aber auch das tapfere Erdulden von Schmerz und Weh.

Es war ein Kommen und Gehen von Verwundeten, getragen auf Bahren, oder von Kameraden gestützt, herangeschleppt.

Ein Kommen aus der vordersten Linie, ein Gehen zur ersten Hilfe in die Operationsbaracke., oder in den Tod. Unsagbares haben die Ärzte in diesem Krieg geleistet. Unter dem Einsatz all ihrer Kräfte, mit letzter Hingabe und grossem Können, Leiden erleichtert und Leben gerettet. Immer wieder, an jedem Ort, vielmal mit primitivsten Hilfsmitteln, zu aller Zeit. Wenn man von Kameradschaft spricht, muss man an den Sanitäter denken. Er hat sie verkörpert wie kein anderer. Auch in schwierigsten Situationen, unter dem Einsatz seines Lebens, war er der Helfer in grösster Not.

Gewollt oder nicht. Ich wusste es nicht. Auf jeden Fall, der Soldatensender Belgrad spielte auf... Frohe Musik, zwischen Leiden und Sterben.

'Ich weiss es wird einmal ein Wunder geschehen' sang Zara Leander. Einigen hat es vielleicht ein wenig Hoffnung gegeben. Für andere war es 'das Lied des Todes', ohne Wunder!

Viele Verwundeten drückten, beim Transport auf der Tragbare liegend, sosiees noch konnten, ihr letztes HabundGut, das ihnen liebund teuer war, ganz nahe an sich. Manchen hat der Tod diesen kostbaren Besitz sanft aus der Hand genommen... Ein paar Foto der Liebsten zu Hause oder einige Briefe aus der Heimat.

Neben mir lag ein gefangener Russe, schwerst verwundet. Er bat mich und bettelte heftig gestikulierend um den Gnadenschuss. Ich wollte und konnte dieses nicht tun. Ein Sani kam dazu und hörte seine Bitten an. Ohne Worte marschierte er in militärischer Genauigkeit in die Operationsbaracke. Mit todernstem Blick kehrte er nach Befragung eines Arztes zurück. 'In der deutschen Wehrmacht wird kein Gefangener erschossen'. Genau so berichtete er und ging weiter seiner Arbeit nach. Bald darauf verstummte der arme Russe... ganz von alleine.

Unter dem weiteren Nachschub erblickte ich einen blutjungen Leutnant. Man legte ihn ganz nahe zu mir. Gelbgrau sein Gesicht, schon der Todesblässe nahe, lag er leise stammelnd und wimmernd da. Ich erkannte ihn sofort. Direkt aus der Kriegsschule kommend, drangsaliertere er noch vor Tagen einige, wie er meinte, verlotterte, in Wirklichkeit hundsmüde, verdreckte Landser, mit hässlichen Hinlegen-Auf Marsch-Marsch Befehlen.

Nun tat er mir leid. Ich bot ihm meine Hand. Er drückte sie fest an sich. Ich konnte ihm in seiner letzten Stunde noch einen menschlichen Beistand leisten. Als er für immer verstummte, fiel mir ein altes Lied ein: 'Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen.'

Doch was kam nun da 'von draussen rein'. Der Oberschnapser Fritz Wilm, mit dem immer gleich frohen Spitzbubengesicht. Von Zivilberuf Grafiker aus München. Der gerissenste Drückeberger in allen Situationen und verwegenste Nichtangreifer an allen Fronten.

Vom Krieg wollte er nie etwas wissen und hat sich auch entsprechend konsequent verhalten. Ich kannte ihn schon drei Kriegsjahre lang als prima Kumpel, hatte ihn jedoch im Wirrwar der letzten Zeit aus den Augen verloren. Unter beiden Armen schleppte er eine Unmenge von Holzkreuzen daher. 'Fritz was machst denn Du hier', fragte ich ihn freudig überrascht. 'Kreizl moaln' war seine kurze Antwort auf urmünchenerisch. In der Tat, er hatte genug zu tun auf Grabkreuzen den Namen gefallener Kameraden aufzubringen.

'Für den Rest des Krieges bin ich mit dieser Arbeit ausgebucht', flüsterte er mir noch schelmisch zu, ehe er so schnell verschwand wie er gekommen war.

Wieder allein in meiner stillen Ecke, war ich sehr zufrieden darüber, dass Fritz Wilm für mich kein 'Kreizl moaln' musste. Meine Erkrankung nahm ich dankbar an. Ich war froh überlebt zu haben.

# DER WEG DURCH DIE LAZARETTE

## A

Als es dunkel wurde, setzte sich ein Sani zu mir. Er legte eine Krankengeschichte an, drückte mir diese in die Hand und schickte mich in die Operationsbaracke. Ein übermüdeter Oberarzt betastete bald darauf meine Halsgeschwulst und fragte mich, wie so viele nachher, ob ich Schmerzen hätte. Ich hatte genug davon.

'Krankensammelstelle' sagte er kurz. Schon saß ich wieder in einem Fahrzeug, diesmal in einem LKW, vollgestopft mit Schwerverwundeten.

Die Fahrt ging los. In eiskalter Nacht, von einer wackligen Plane nur schlecht geschützt, ratterte das Lastauto über holprige Strassen. Mit einer Fuhr Leidender, ihrem Schicksal still erg eben. Gespenstisch leuchteten die weissen Verbände in das Dunkel hinein. Der Tod fuhr mit. Viele erreichten schon das erste Etappenziel nicht. Irgendwo gegen Mitternacht lag ich auf einem Steinboden einer riesigen, ehemaligen Werkshalle, voll mit Verwundeten. Es war bitterkalt.

Am frühen Vormittag ging es wieder los. Es begann ein langer Weg. Erst auf LKW, dann mit Lazarettzügen durch mehrere Krankensammelstellen. In Dnepropetrovsk kam ich ins erste Kriegslazarett. Eine ehemalige technische Hochschule.

Mitten in dem mir zugeteilten Krankensaal stand ein grosser Kessel mit Hühnersuppe. Jeder konnte daraus schöpfen so viel er wollte.

Kurz vorher hat man mich abgewogen. Vom ehemaligen Normalgewicht fehlte eine sehr beachtliche Anzahl Kilo. Aus diesem Grunde griff ich mit dem Schöpfer ganz tief nach unten. Ein gutes Viertel eines Huhnes blieb daran hängen. Solche unendlich grosse Kleinigkeiten in schweren Zeiten bleiben unvergessen.

Je weiter westlich es ging um so geordneter sah die Welt wieder aus. Lemberg, trotz der Spuren des Krieges, empfing uns als friedliche Provinzstadt. Ein reges Treiben. An den Strassenbahnen klebten Menschentrauben. Zartgrüne Linden überall.

Bald ging es weiter. Richtung Heimat. Nach ewiglanger Fahrt stand unser Lazarettzug im Hauptbahnhof von Darmstadt. Sehr lange mussten wir dort warten. Die Waggonen durften nicht verlassen werden. In verlotterter Uniform und unserem, nicht sehr attraktivem Allgemeinzustand, waren wir keine Vorzeigeobjekte für die immer noch auf Sie programmierte Heimat. Ich schaute mich trotzdem um. Nicht nur weil es verboten war, sondern auch, um für einige 'Liegende' eine kleine Erfrischung aufzutreiben.

Auf einer Bank sass eine Frau. Dem Aussehen und Alter nach könnte sie die Mutter von Söhnen, ungefähr meines Jahrganges, gewesen sein, um die sie sich, vielleicht auch an der Front befindlich, Sorgen machte. Als sie mich sah, begann sie zu weinen und schluchzen. Ich begriff es nicht, warum sie bei meinem Anblick so traurig wurde. Doch, wie dann auch ich hinuntersah auf meine ölverschmierten Hosen, mit einem Riesenloch in der Kniegegend und meinen zerfransten 'Waffenrock' betrachtete, wurde mir einiges klar. Wohl auch in Anbetracht meines Untergewichtes und der eingefallenen Wangen, kramte das gute Mütterlein in ihrem Pappköfferchen herum und reichte mir ein Riesenstümchen herrliche, braunrotgoldene, frisch geräucherte Bauernwurst.

Freudig eilte ich zu meinen Kameraden im Zug. Die Wurst existierte nur noch kurze Zeit.

All meine Waggonfreunde, liegend oder stehend, kauten geniesserisch an den, von mir heruntergeschnittenen, dicken Scheiben.

Bald lagen wir, (wieder einmal) entlaust, dazu gewaschen, gebürstet und gestriegelt in schneeweißen Hemden in blitzblanken 'Betten' im gastfreundlichen Heimatlazarett Darmstadt-Eberstadt. Welch ein Erlebnis. Vor lauter Sauberkeit erkannten wir uns kaum mehr.

Die Erstuntersuchung am nächsten Vormittag sagte aus, dass ich für einen Fronteinsatz für lange Zeit, vielleicht gar für immer, nicht mehr in Frage käme. Ich hatte Glück. Meine schwere Krankheit, die mir noch Jahre lang zu schaffen machte und als unheilbar schien, nahm ich an. Mit dem festen Vorsatz sie zu überstehen. Dies ist mir auch gelungen. Ein unvergessliches Erlebnis war für mich der überraschende Besuch

meines Vaters und meiner Schwester Grete. Sie sassen auf einer Bank in einem kleinen Wäldchen vor dem Lazarett und warteten auf mich, bis ich von einer ärztlichen Behandlung aus Darmstadt zurückkam. Ich hüpfte vor Freuden in die Höhe, als ich sie sah.

Was gab es da alles zu erzählen! Im Pappköfferchen des Vaters befand sich ein 'Kitze', knusperbraun gebraten, schön portioniert, durch alle Zugkontrollen geschmuggelt. Neben anderen guten Sachen für mich, war sonst da drinnen nur noch Zahnpasta, Zahnbürste, Seife und Kamm zu sehen. Dies waren die Reiseutensilien meines bescheidenen Vaters. 'Dann hätte ich für's Kitze für Werner keinen Platz gehabt', sagte er lachend, als Grete da meinte, ein zweites Hemd und andere Wäsche wäre für so eine Reise wohl nötig gewesen. Zu all den überreichten Herrlichkeiten gab es für mich noch eine stattliche Menge von Schweizer Zigaretten. Eine Besonderheit. Ich war aber auch vorher schon, vermutlich der einzige deutsche Soldat an der ganzen Ostfront, der Schweizer Zigaretten rauchte. Mit solchen belieferte mich meine gute Schwester Grete, sorgsam verpackt in kleinen Feldpostpäcklein, schwere Zeiten hindurch. Allen Frontkameraden, die genaues wissen wollten, musste ich es immer wieder erzählen, dass da mein lieber Schwager Erwin (Vonach) im Spiel war. Für ihn gab es freien Zutritt in die Schweiz. Er kaufte dort im Namen und Auftrag des deutschen Reiches, als anerkannter Viehexperte, Zuchtvieh aus der Schweiz, für welches die Eidgenossen eben so wichtige Kohle bekamen. Für jede gekaufte Kuh gab es dann auch eine Draufgabe in Form von Zigaretten.

Nach mehreren Monaten intensiver ärztlicher Betreuung und auch liebevoller menschlicher Behandlung sind mir die umgänglichen Darmstädter (natürlich beiderlei Geschlechtes) richtig ans Herz gewachsen.

Dann ging es weiter nach Innsbruck. So absurd es klingt. Noch einmal erreichte mich dort der Krieg... Im Herzen dieser friedlichen Alpenstadt, im Hotel Maria Theresia, in der gleichnamigen Strasse, damals ein Heimatlazarett. Es regnete Fliegerbomben und Granaten, als freundliche Zuneigung Amerikas, auf diese 'kriegswichtige' Innenstadt. Ein Erlebnis besonderer Art. Im tiefen Keller bin ich wieder einmal mit dem Schrecken davongekommen. Vor der Umsiedlung in die Klinik gab es für mich noch vier Wochen 'Höhenluft' auf der Seegrube.

Von den insgesamt 1½ Lazarettjahren nahm der Aufenthalt in der Sonnenheilstätte auf der Stolzalpe über Murau den breitesten Raum ein. Dort haben mir hilfreiche Steirerleut', sorgende Ärzte und Schwestern, allen voran Professor Schosser, eine Kapazität sondergleichen, das Leben gerettet.

Wieder in Innsbruck, schien ich aber für einen Militäreinsatz noch nicht gesund genug.

Die HEST (Heeresentlassungsstelle) in Pradl war meine letzte Station. 'D.U. (Dienstunfähig) Entlassung', stand fettgedruckt auf dem Wehrpass. Ärztliches Entlassungsurteil: 'Entlassungsfähig mit Heilfürsorgeausweis. Dazu noch ein von mir hochgeschätztes Urteil: 'a.v. (n.z.v.) 'Arbeitsverwendungsfähig nicht zur Verwendung'.

Besser konnte es nicht geschrieben stehen. Um ganz sicher zu sein, las ich es immer wieder. '50' Mark Entlassungsgeld war wohl – sonst hätten sie mich ja nicht verabschiedet – mehr als Begräbniskostenbeitrag gedacht. Eine Dankesabstattung für vier Jahre und 8 Monate Dienst am Vaterland konnte es wohl nicht sein.

Neujahr 1944 war ich wieder zu Hause. Ich arbeitete im Betrieb meiner Brüder mit, in welchem Handschuhe und Militärsocken hergestellt wurden. Ich freute mich, mit diesen wärmenden Beihilfen meinen Kameraden an allen Fronten, die ich nie vergessen konnte, helfen zu können. Dazwischen, um der für mich vorgeschriebenen Therapie 'Höhenluft' nachzukommen, betätigte ich mich als Hotelsekretär bei Isabell und Vere Strolz an dem schönen Körbersee.

Der Krieg wurde immer totaler. Doch mit meiner Gesundheit ging es aufwärts. Daran dachte wohl auch eine sehr bekannte KV Maschine, ein berühmter Militärarzt in Gaisbühl. Nach meiner Untersuchung im März 1945 sprang er dreimal in die Luft und brüllte jedesmal KV. (Kriegsverwendungsfähig). Die Bürokratie arbeitete zum Glück nicht so prompt wie er.

Ende April bekam ich die Einberufung. Zu spät. Ich konnte den vorgeschriebenen Standort Kufstein nicht mehr erreichen. Die Franzosen und Amerikaner waren schon unterwegs.



'Allez, Allez!', schrie mich ein Marokkaner an und fuchtelte mit seinem aufgepflanzten Seitengewehr vor meinem Bauch herum.

Vorerst unberührt davon, stand ich vor der Tür meines Vaterhauses und wollte nicht ausweichen. Doch ich tat es dann doch.

'Sieger haben den Vortritt.' Der ohne Anmeldung und Einladung heranstürmende Vorbote einer besseren Zeit, leitete vorerst einmal, eine jahrelange Besatzungszeit der Franzosen ein.

Viele Jahre später fiel mir, bei einer geschäftlichen Besprechung in Wien, der elsäbische Akzent eines Verkaufskollegen auf. Dieser wieder, erkannte auf Anhieb das «Ländle A» aus meinen Worten. Er stellte sich vor und begann mit mir zu sprechen. Welch interessanter Einblick, hinter die Kulissen einer schwierigen Zeit, tat sich für mich auf.

Ich erinnerte mich sofort. Dieser Mann hat als Sicherheitsoffizier der französischen Besatzungsmacht, damals im ganzen Ländle, das grosse Sagen. Er schäme sich heute noch für Viele, sagte er, die bei ihm vorsprachen um sich gegenseitig anzuzeigen. Die Kinder die Eltern, die Schwestern die Brüder, die Freunde die Freundin. Das Ganze auch umgekehrt. Nur wegen des eigenen Vorteiles und um dem anderen Schaden zuzufügen. Natürlich waren nicht alle Vorarlberger, die er sonst so gern mochte, von dieser Sorte, erklärte er mir weiter. Auch nicht alle französischen Soldaten, die nach der Invasion bei der Rückerobertung ihrer Heimat, Schreckliches angerichtet haben. Auch für sie schäme er sich genau so. Sie haben ihre eigenen Landsleute, schon bei einem Hauch des Verdachtes der Zusammenarbeit mit den Deutschen, erniedrigt und gequält. Allerdings nicht nur in bösen Worten, weil sie die Stärkeren waren, auch in hässlichen Taten.

Feigheit und Machtgelüste sind nahe Verwandte. In ungewöhnlichen Zeiten braucht es starke Menschen, solch schlimmen Versuchungen zu widerstehen.

## FRIEDLICHE REISE NACH NORDFRANKREICH

**D**ie militärisch nüchternen Gefechtsbezeichnungen im Jahre 1940,

in meinem Wehrpass vermerkt, war die Marschroute für eine Reise in die Vergangenheit, glücklich darüber, dass viel Geschehenes verblichen ist und die Versöhnung zwischen den ehemaligen Feinden einen so festen Bestand hat.

Von Basel dem Rhein entlang ging es vorerst bis Remagen-Linz a.Rh., in der Mitte gelegen, zwischen Koblenz und Bonn. Diese Orte waren auch die Ausgangsposition für das einst leider so kriegerische Vorhaben im Mai 1940. Von dort begann der Fussmarsch der 57. Infanteriedivision durch das Ahrtal über die Eifel nach Luxemburg und Belgien bis zur nordfranzösischen Atlantikküste. Damals benötigte man für diese Strecke über einen Monat. Es waren harte Wochen: Tagesmärsche über 30 km, verstaubt und verschmutzt, bei glühender Hitze und mit wundgelaufenen Füßen quälte sich die Division vorwärts. Es galt, in Eilmärschen den Panzern und motorisierten Verbänden zu folgen, um die riskanten Angriffskeile auszuweiten und abzusichern.

Rund 50 Jahre später, auf Schnellstrassen und Autobahnen des heutigen Frankreich ist dieser Weg mühelos in ein bis zwei Tagen zu bewältigen. Die Fahrt durch das Ahrtal, jetzt mit herrlich ausgebauten Strassen, wurde zum Erlebnis; Weinreben an sonnigen Hängen, leicht hügelig und nach kurzer Fahrzeit immer wieder, neue reizvolle 'Landschaftsbilder'. Ein Gläschen Ahrwein dazwischen, naturbelassen und aromareich, das war der friedliche Auftakt der Reise.

Anders vor 50 Jahren. Der Rand der Vormarschstrassen über Ahrweiler und Adenau Richtung Prim war umsäumt von gutmeinenden Frauen, die den schwitzenden Landsern und dampfenden Pferden, aus Kübeln und Bottichen, frisches Wasser boten. Mehr konnten sie auch nicht geben, aber es kam von Herzen. Den jungen verstaubten Marschierern galten manche stillen Tränen besorgter Mütter, die dem unbestimmten Schicksal, welches uns da bevorstand, wohl auch das ihrer Söhne sahen.



Im belgischen Bastogne steht heute noch ein Panzer als Mahnmal an die Weltkriege.

Am Nürburgring vorbei fuhren wir mühelos die heute gut ausgebauten Serpentinafen der Eifelstraße hinauf. 'Einst im Mai' hieb es vor dem letzten Teilstück 'Kanoniere in die Räder', um gemeinsam mit den vorgespannten 6 PS mit Hauruck und äußerster Kraftanstrengung die Eifelpannhöhe zu erreichen. Aber schon winkte unten im Talkessel das bezaubernde Städtchen Clervaux im nördlichen Zipfel von Luxemburg mit seinem mittelalterlich anmutenden Stadtkern. Der freundliche Zöllner schaute nur oberflächlich nach den Pässen und ungehindert kann die Grenze passiert werden. Doch 1940... Der Schlagbaum liegt zerfetzt von den ersten Panzern in der Gegend herum, das Zollhaus schwer beschädigt, alles menschenleer, der Grossteil der Einwohner geflüchtet.

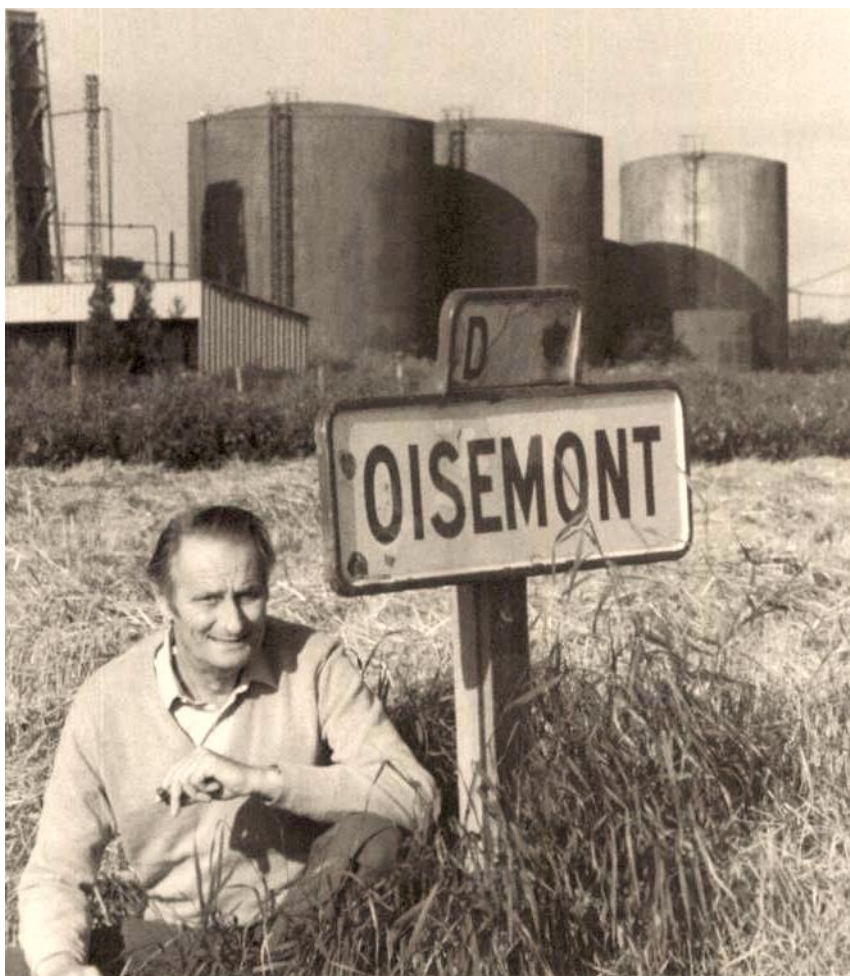
Auf der weiteren Fahrt wird der südlich nach Frankreich hineinragende Teil Belgiens durchquert, die Ardennen, ein blutgetränkter Boden. Man sieht die Heldenfriedhöfe des Ersten Weltkrieges, unsagbar viele neue Gräber aus dem Zweiten Weltkrieg sind dazu gekommen. Jede halbe Stunde Autofahrt von heute bedeutet ungefähr einen Tag Vormarsch von damals. Die hügeligen Ardennen sind ein anmutiges, fruchtbares Weideland. Kilometerlang sieht man immer wieder wohlgenährte Kühe friedlich grasend in den Gehegen der grossen Bauernhöfe. Böse Erinnerungen an damals stören jedoch die Betrachtung des geruhsamen Daseins der Tiere. Besonders in den ersten Vormarsch tagen sah man mit Grauen, wie die von den flüchtenden Bauern allein gelassenen Kühe ungemolken, hilflos vor Schmerzen, brüllend durch die Gegend rasten.

Nach dem Passieren der französischen Grenze ging es auf schnurgeraden Strassen nach St. Quentin, der ehemaligen Stickeremetropole... Auf diesen damals unendlich lang scheinenden, heute schnell befahrbaren Wegstrecken, brannte in den Tagen des Vormarsches die Sonne erbarmungslos nieder. Diese Strassen des Leidens waren vollgestopft: auf der einen Seite Wehrmachtsverbände in nicht aufzuhaltendem Drang zur Frontlinie, entgegenkommend nicht enden wollende Flüchtlingskolonnen, Fußgänger, Radfahrer, Pferdegespanne und vorsintflutliche Busse, alle erdrückend vollgeladen auf der Flucht und zum Teil auch Rückkehr in alle Richtungen.

Aber schon winkt von weit her die Kathedrale von Amiens, die alles Kriegsgeschehen überlebt hat. Aus dem neu erbauten Stadtkern dieser

grossen Industriestadt erkennt man die vorhergegangenen Verwüstungen. Wir nächtigen in Amiens. Bei 'Châteaubriand' und 'Beaujolais' gibt es eine Lagebesprechung. Die seinerzeitigen Brückenköpfe von Abbeville sind das vorläufige Endziel unserer Reise. Schon am frühen Vormittag des nächsten Tages ist Abbeville erreicht und die damals heissumstrittene Somme überquert. Dieser Fluss ist mit Gräbern von Gefallenen umsäumt und vielen Soldaten zweier Kriege zu einem schrecklichen Begriff geworden... In diesem Frontabschnitt waren auch die deutschen Panzerspitzen die von der Somme Richtung Seine zielten, in eine mehrtägige Panzerschlacht verwickelt. Nur unter grossen eigenen Opfern konnte der verbissen kämpfende Panzerverband vernichtet werden. Kein geringerer als General Charles de Gaulle hat dort seine Schlacht verloren und nach der Flucht über den Kanal von England aus, durch den Widerstand von aussen her, den Krieg gewonnen. Unsere Aufgabe war es, den schmalen Brückenkopf gegen weitere Angriffe nachfolgender französischer Einheiten zu halten.

Vergebens suchte ich an diesem Frontabschnitt ein Plätzchen oder Stellung dieser Zeit. Wie elektrisiert sah ich plötzlich einen Wegweiser: 'Oisement 8 km'. Das musste es sein. Ein Name den ich fünf Jahrzehnte nicht aus der Erinnerung drängen konnte. Nichts wie dahin. Ein schmales Strässchen zwängt sich erst durch einige typisch französische Bauerndörfer mit halb zerfallenen Steinfassaden. Ich erkannte die Gegend sofort. Wir waren damals den Franzosen auf den Fersen, die sich langsam, in tapfer hinhaltendem Widerstand, zurückzogen um im Schutze der Nacht neue Stellungen zu beziehen. Unsere Artillerie 'pfefferte' bis es dunkel wurde aus allen Rohren. Die vorgeschobene Stellung aus der die Feuerkommandos für die Batterien (Geschütze) im Hintergrund mit Feldfernsprechern durchgegeben wurden, befand sich in einem kleinen Wäldchen ganz nahe einer Gruppe Öltanks. Etwas dahinter hatten sich die Franzosen verschanzt. Au feinmal ein Volltreffer und nochmals eine gewaltige Detonation. Die brennenden Öltanks beleuchteten die Gegend um uns. Es war eine ungute Situation. Der ungewisse Frontverlauf und die zuckenden Flammen dieser langen Nacht leiteten meinen 20. Geburtstag ein. Im Morgengrauen gab es einen nervösen, eiligen Stellungswechsel, einem schmalen Weg entlang. Auf der rechten Strassenseite lag ein blutjunger, blonder Unteroffizier wie friedlich schlafend. In sein verstaubtes Gesicht flackerte der



Der Autor vor den Öltanks in OISEMENT, die bis heute keine Verwendung mehr fanden.

Feuerschein der brennenden Tanks und hauchten ihm ein friedliches Lebensrot auf die verblassten Wangen. Alle Fahrzeuge wichen dem Gefallenen trotz grösster Eile behutsam aus. Keiner fand jedoch Zeit, in der grausamen Hektik des Frontgeschehens, ihn zur Seite zu schaffen. Ein erschütternder Vorbeimarsch an einem Gefallenen, der das Begreifen um die Sinnlosigkeit eines jeden Krieges unauslöschlich in unsere Herzen brannte.

Friedlich fuhr man nun diesen Schicksalsweg entlang. Er war gleich schmal geblieben und schlängelte sich durch offenes Ackerland. Auf einmal standen sie vor uns, die Öltanks von Oisement; funktionslos, verrostet, zum Teil ausgebrannt oder oberflächlich zusammengeflickt. Die Fenster einer seitlich angeschlossenen kleinen Fabrik waren immer noch zerborsten. Ich fragte niemand darum, warum dies alles nicht wieder aufgebaut und in Funktion gesetzt wurde. Dann hätte ich auch bekennen müssen, dass ich bei denen dabei war, die es zerstört haben. Das wollte ich vermeiden. Jedoch ein unsagbares Gefühl von Zufriedenheit und Dankbarkeit übermannte mich. Alle Schrecken des Krieges, der hier den Anfang nahm und mich im späteren Verlauf vom Atlantik noch bis zum Schwarzen Meer geführt hat, gesund überstanden zu haben, ist doch ein Riesenglück!

# DER KRIEG DER VÄTER



# PASUBIO

Berg des Blutes, Berg des Opfers wird er genannt. Eine Stätte friedlicher Begegnung soll er für alle Zeiten bleiben. Von Oktober bis Allerheiligen 1916 tobten dort oben die furchtbarsten Kämpfe. In Andacht bleiben wir, besonders in den Spätherbsttagen des Totengedenkens mit den Gefallenen beider Kriege tief verbunden.

Auf einem kleinen Teil des Felsenmeeres auf dem Passubio in den Lessinischen Alpen, 14km östlich von Rovereto, finden wir eine der entsetzlichsten Kampfstätten des Ersten Weltkrieges.

Es ist eine steinige Platte, etwa 200 m lang und 80 m breit. Damals galt es durch Jahre hindurch, diese Platte zu erobern und zu halten. Für den Kampfeinsatz standen sich die auserlesensten Elitegruppen gegenüber. Unsere Kaiserjäger und die 'Alpini', sowie 'Bersagliere' der Italiener. Die verlustreichsten Kämpfe tobten im Herbst 1916. Die wochen-



Der Kameradschaftsbund Bezau besucht die Kampfstätten der Väter.

langen Schneestürme des grausamen Bergwinters 1916/1917 liessen die Verzweiflungstränen der gemarterten Soldaten zu Eis erstarren. Mit unendlicher Mühe ausgebauten Unterstände wurden von den pausenlos abgehenden Lawinen wie Kartenhäuser zermalmt und in die Schluchten gewirbelt. Probleme, die Staatsmänner auf beiden Seiten auf friedlichem Wege nicht zu bewältigen vermochten, versuchte man nun im unerbittlichen Kampf Mann gegen Mann, aber auch im Einsatz immer teuflischeren, technisch vollendeten Kriegsgerätes zu lösen. Der Minenkrieg begann im Jahre 1917 und steigerte sich zur gewaltigen Sprengung des Nordteiles der italienischen Platte. Diese kleine Steinplatte wurde, im Trommelfeuer von 200 Geschützen und Minenwerfern, wohl zur glühendsten Stelle im Inferno des Ersten Weltkrieges. Ein kleiner Höhenunterschied von 30 m zu Gunsten der Italiener (2.236 m) wurde von mörderischer Bedeutung. Diese erkannten von ihrer Platte aus jede Bewegung der Österreicher und konnten diese unter das Feuer ihrer Maschinengewehre und Grabengeschütze nehmen.

Anfangs wurde in mühseliger Handarbeit ein Grabensystem in den harten Stein gemeißelt. Nach und nach mit dem Entstehen von Nachschubwegen, Tunnels und Seilbahnen, kamen technische Hilfsmittel, besonders Bohrmaschinen, auf den Berg hinauf. Gegen Ende des Krieges waren beide Platten innen mit einem Gewirr von Stollen, oben mit eingesprengtem Geschütz, Minenwerfern und MG-Ständen ausgestattet. Auf beiden Seiten wurden Elektrozentralen errichtet. Heute noch sind in den Tavernen, Unterständen und Stollen an Decken und Wänden eingemeißelte eiserne Haken ersichtlich, die ein weit verzweigtes Kabelmaterial festhielten. Sie gewährten den Stromanschluss für Bohrmaschinen und Pressluftschlämmer zum Bau von Unterständen und Minengängen. Während draussen die Schneestürme tobten, versanken Tage und Nächte zu einer Monotonie, hinter der stets todbringend eine gegnerische Sprengung lauerte. Ein mächtiger Kampf tief unter der Erdoberfläche. 500 italienische Soldaten sind allein bei der Sprengung der italienischen Platte ums Leben gekommen.

Der Passubio, damals ein Angelpunkt der Front, ist heute zu einem Ausflugsberg geworden. Wer ihn besteigt, spürt den Abgrund des Todes, ahnt das Geheimnis der Ewigkeit und fürchtet sich vor Macht und Ohnmacht des Menschen, der heute durch seine atomaren Vernichtungswaffen noch viel Fürchterlicheres anrichten kann.

Wer diese Opferstätte besichtigen will und nicht den Willen der Versöhnung in sich trägt, wäre besser daran diesen Weg nicht zu gehen.



Pasubio östliche Platte.

## BEZAUER STANDSCHÜTZEN ZOGEN IN DEN KRIEG

**D**er Feind stand an den Toren des Landes. Ungeschützt waren die

Grenzen. Die Kämpfer in Galizien konnten nicht loskommen. Der Einbruch der Italiener stand bevor. Da rief Kaiser Franz Josef die Standschützen Tirols und Vorarlbergs zum Schutze der Heimat auf. Der Geist von 1809 war wieder wachgerufen. Es war also zur Wirklichkeit geworden, was man bisher nur geahnt hatte. Das letzte Aufgebot, die gewaltige Anstrengung eines Volkes, sollte die Heimat schützen. Eiligst wurden die Standschützen, welche vorsorglich schon durch Monate hindurch Exerzier-, und Gefechtsübungen abgehalten hatten, in fünf Mobilisierungstagen feldmässig ausgerüstet.

Der Pfingstmontag war da. Ausmarschtag. Im schönsten Blau wölbte sich der Himmel und die Sonne strahlte auf die grünende Natur. Alles war im Werden und doch... Auf allen Zufahrtsstrassen marschierten die Schützen, aus allen Wäldergemeinden kommend, zur Sammelstelle nach Bezau. Heller Jubel empfing sie. Von allen Seiten waren die Leute zum letzten Abschiedsgruss zusammengeströmt. Auf dem Kirchplatz war Feldmesse, von Pfarrer Schwärzler gelesen, und manche Träne kollerte über die Wangen beim letzten Segen in der Heimat. Jetzt war die schwere Stunde gekommen. Als allerletzter Gruss flatterten die Tüchlein der Scheidenden aus drei Bähnle-Sonderzügen, welche die einrückenden Standschützen in eine ungewisse Zukunft brachten.

In Bregenz war um /i ff Uhr nachts der letzte der drei Züge unter lebhafter Begrüssung eingefahren. Die Einwaggonierung für den Arlbergtransport gab noch viel zu schaffen. Die Beförderung des ganzen Bataillons erforderte 21 Waggon für die Mannschaften und Offiziere und 16 für den Train.

Nach Mitternacht dampfte der schwerbeladene Transportzug Richtung Arlberg. Mit ernsten Gedanken, ob es wohl ein Wiedersehen in der Heimat geben wird, nahmen die Männer bei der Einfahrt des Zuges in den Arlbergtunnel Abschied vom Ländle.

Beim Eintreffen in der Garnisonsstadt Innsbruck, in der die Standschützen wieder stürmisch begrüsst wurden, tauchten in den Herzen der ehemaligen Kaiserjäger schöne Erinnerungen auf. Gleichzeitig waren auch Abteilungen vom bayerischen Alpenkorps eingetroffen. Deutsche und österreichische Offiziere wechselten in eindrucksvollen Reden fortwährende Hochrufe auf Kaiser Franz Josef und Kaiser Wilhelm. Der Unterschied zwischen diesen tadellos ausgerüsteten deutschen Truppen und den Standschützen in ihrer sogenannten Teufelshautuniform war enorm.

Endlich kam auch der Sonderzug des Bataillons Bezau wieder ins Weiterrollen in Rieh tu ng Brenne r/Klausen. Doch bald erhielt das Baonskommando eine Depesche: 'Endziel Trient.' Mit dem geplanten vierwöchentlichen Aufenthalt für die Ausbildung in Klausen war's vorbei. Wie es durch die Kriegserklärung Italiens zu erwarten war, die Schützen mussten eiligst in die Schützengräben.

Das Baon wurde am 25. Mai um 10 Uhr vormittags in Trient ausgeladen und am Bahnhof aufgestellt. Ein General war beim Empfang anwesend. Weitere Bestimmungen lagen noch nicht vor. Bald darauf erfolgte der Abmarsch in die Matruzzo-Kaserne, wohin die Männer von einer Militärkapelle durch die alte im italienischen Stil erbaute Stadt begleitet wurden. Die Kaserne, die alle in grösster Unordnung antrafen, wurde zum vorläufigen Quartier. Abends gab es noch einen kurzen Ausgang in die Stadt. Um Mitternacht, im ersten festen Schlafe, ertönten Alarmrufe. Die unbeschreibliche Aufregung und das Durcheinander, das die spärliche Beleuchtung mit Taschenlampen noch förderte, gab trotz der ernsten Lage zu Heiterkeit Anlass.

Aus der Richtung Rovereto hörte man dumpfen Donner, gleich dem von schweren Minenwerfern. Es verbreitete sich das Gerücht, ein feindlicher Überfall auf Trient stehe bevor. Die weiteren Befehle: 'Marschordnung Tione', klärten dann die Gerüchte bald auf. Tatsache aber blieb, dass in dieser Zeit der Feind über die Grenze bis Condino eingedrungen war. Damit lag auch die Bestimmung 'Judikarien' für das Standschützenbaon Bezau fest.

Der erste Tagesbefehl lautete: 'Marschroute Trient-Sarce' 30 km, was für die alten und auch jungen Standschützen eine unerwartete Anfor-

derung war. Die Trainfuhrwerke hatten auch keine kleine Aufgabe, nämlich alle zurückgebliebenen Fussmarode und die abgelegten Rucksäcke mitzubringen. Schon früh am Morgen begann die ungewohnte Hitze Südtirols stark zu wirken. In den Nachmittagsstunden wurde sie fast unerträglich. An Schweisstropfen und grossem Durst fehlte es nicht. Es wurden auch die guten Weine dieser in Friedenszeiten so gastlichen Gegend reichlich genossen.

In Sacre war Nächtigung. Am 27. Mai, 5 Uhr früh, erfolgte der Abmarsch nach Tione. Es war wieder ein heisser Sommertag. Tiefen Eindruck verursachten entgegenkommende Flüchtlinge. Sie waren mit den nötigsten Habseligkeiten bepackt, und mussten die heimatliche Scholle fluchtartig verlassen. Abends endlich marschierte das Baon todmüde in Tione ein. Eine Kompanie sollte sofort noch in die Stellung. Dies war aber in Folge des zurückgelegten Gewaltmarsches nicht möglich. Die Auswirkungen der ersten Strapazen zeigten sich bei der Tagwache am 28. Mai. Die ersten Maroden und Kranken wurden zu Ersatzabteilungen zurückbefördert.

Alle weiteren Anordnungen, so die Verlautbarung des Standrechtes, deuteten auf den Ernst der Lage. Die erste Kompanie marschierte in die Stellung Croce, ein Stützpunkt der Festung Cariola in Bondo. Nach einer Inspizierung durch den brigadeobersten Spiegel hielt dieser eine Ansprache an sämtliche Offiziere des Brigadekommandos. Dabei wurde die Kriegserklärung Italiens stark gebrandmarkt. Er sprach aber auch das Vertrauen zu den Standschützen aus und betonte, dass alle in jeder Lage aushalten müssen, bis zum letzten Mann. Möge kommen, was da wolle.

Hierauf erfolgte der Abmarsch über Roncone, wo der erste Zug als Reserve zurückblieb, in die Stellung, den Stützpunkt Croce. In diesem mussten die Standschützen sieben Monate ausharren. Tags darauf kam auch die zweite Kompanie in ihre Stellungen – den Abschnitt sieben – Monte Cadria, Mazon und Laroda. Ein Zug noch in dem Abschnitt 8, Caverdina, alles in Höhen bis 2'000 Meter und mehr. Die dritte Kompanie kam in den Abschnitt fünf, Peschierecomonatole, als Festungsbesatzung für die Talsperre. Stab und Train verblieben in Roncone. Leider wurde das Bataillon im ganzen Grenzabschnitt aufgeteilt und erst im Herbst 1916 wieder in Abschnitt 7 zusammengezogen.



Feldmesse.



Major Leopold Bischof, Bezau, der Vater des Autors.



Vor dem feindlichen Angriff.



Die Walser Standschützen zogen erst Mitte Juni ins Feld, und zwar unter dem Leutnant Josef Alois Schuster mit 33 Mann. Im November 1915 folgten noch einmal 28 Mann. Diese wurden nach Miniera im Preguzotal zugeteilt und kamen im Dezember 1915 zu den Bezauer Standschützen.

Die Verwendung im Felde bestand in allen Abschnitten, ausser dem Wachdienst, im Ausbau der Stellungen, der Erstellung von Unterkunftsbaracken, Kasernen, Wegen usw. Die jungen Standschützen sind gleich von Anfang an für die vorgeschobenen Posten, Feldwachen und Nachrichtenpatrouillen bestimmt worden. Die mutigen, wetterfesten Wälder und Kleinwalsertaler klammerten sich 3 Winter hindurch in diesen hochalpinen Regionen fest. Über 40 davon sind entweder gefallen, im Steinschlaghagel oder unter Lawinen tödlich verunglückt. Viele davon starben noch später in Gefangenschaft und an den Kriegsfolgen in Lazaretten.

Insgesamt waren es mehr als 18.000 Standschützen, die einen grossen Teil der Tiroler Grenzen erfolgreich verteidigten. Im Vertrauen auf diese Reserve konnte die österreichische Heeresführung die übrigen Truppen gegen Russland und Serbien einsetzen. Das letzte Aufgebot von jungen Burschen und Männer über 45 Jahren war es, was den Ruhm des Erfolges von 1809 noch einmal aufleben liess.

## Gefangen

Am 2. November 1918 erhielten alle Bataillone den Befehl zum Rückmarsch in die Heimat. Aber es kam anders. Am 3. und 4. November zogen die Italiener im Raume Madonna di Campiglio einen eisernen Ring um die Bezauer Standschützen. Es gab einen Leidenszug sondergleichen. Gelenkt von italienischen Bajonetten wankten die ausgemergelten Krieger passabwärts Richtung Süden. Vorbei an ausgebrannten Dörfern und unzähligen Birkenkreuzen gefallener Kameraden. Mit nagendem Heimweh im Herzen verweilten sie erst im Todeslager Casterne Dolo. In diesem endlosen Zeltmeer in Dreck und Schlamm hausten insgesamt 50.000 österreichische Gefangene. Am 29. Jänner führte ein langer Güterzug 1.200 Gefangene, darunter auch die unglücklichen vom Baon Bezau, die Poebene hinab. Unter dem schon satzsam bekannten 'Avanti' zwängten die Sieger in der uralten Haf-

Stadt Brindisi alle in den Bauch des Schiffsungetümes 'Persia', ein alter Kasten der österreichischen Handelsflotte. Nach stürmischer Überfahrt und Ankunft im verhassten Albanien gab es in Panaya ein riesiges Zeltlager, in dem sich die verschiedenen Landsleute in einer Wälder, Dornbirner, Lustenauer und Bildsteiner Reihe zusammenscharten. Vom Jänner bis August wurden die Männer zu Arbeiten an einer grossen Bahnbaustrecke eingeteilt. Malaria, Insektenplage, Hitze und Wassermangel dezimierten die Reihen der noch Arbeitsfähigen. Dies veranlasste die Italiener unter der Erkenntnis 'Tutti malatti, tutti inabile' (alle krank, alle arbeitsunfähig), die Zelte abbrechen zu lassen. In qualvollen Nachtmärschen ging es dann nach Lepinitza, einem scheusslichen Nest an der griechischen Grenze. Wenigstens gab es hier gutes Trinkwasser. Überall sprudelten kleine Gebirgsbäche zu Tal und das Klima war erträglicher.

Bald darauf ging es heimwärts. Am Abend des 30. Oktober waren die glücklichen Heimkehrer im Riesenrumpf des 'Pietro Calvin', früher ein deutsches Schiff namens 'Prinz Ludwig von Bayern', verstaubt. Einem Kameraden war der Sprung von der Schaluppe zur Schiffsstiege nicht mehr gelungen. Die treibenden Wogen verlangten ein letztes Opfer aus den in vier Jahren Krieg und Gefangenschaft gelichteten Reihen des Standschützenbataillions Bezau.

## EIN BIZAUER IM HEER NAPOLEONS

Beim russischen Feldzug im Jahre 1812 befanden sich auch einige Vorarlberger im französischen Heer. Der Bizauer Alois Rüscher war, eingereiht in der königlich-bayerischen Armee unter der Flagge Napoleons, beim Winterfeldzug gegen Russland dabei.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der Statthalter von Tirol und Vorarlberg, Erzherzog Karl Ludwig, ein Bruder von Kaiser Franz Josef, auf eine Stunde in das damals schon bekannte Bad-Reuthe kam, war er nicht wenig überrascht. Am Fusse der Stiege posierten sich in aufrechter Haltung zwei ehemalige Russlandfeldzug-Kameraden. Josef Alois (Tonis Wise) aus Bizau und der Bezauer Gerichtsdienner Winkel.

Mit dem Gedenkkreuz am blauweissen Bande auf der Brust machten sie sich beim Statthalter mit der strammen Meldung: 'Zwei Veteranen vom russischen Feldzug' bemerkbar.

Erzherzog Karl Ludwig sprach sie huldvoll an und gab Befehl: 'Einem jeden fünf Gulden.' Wohl kaum einmal mussten eine Auszeichnung und fünf Gulden so sauer verdient werden.

'Allad vora, wio Tones Wise in Russland', war in Bizau noch lange nach dem verlorenen Feldzug das geflügelte Wort. Nicht umsonst, denn Wise wusste von dem stürmischen Vormarsch und grauenhaften Rückzug viel zu erzählen. Da einiges davon von seinem Sohn, k.k. Inspektor Benedikt Rüscher in Wien, schriftlich festgehalten wurde, kann uns heute nichts näher liegen, als den tapferen Bizauer ein Stück seines kriegerischen Weges zu begleiten.

Alois Rüscher, geboren am 6. Juli 1787, liess sich 1808 für seinen älteren Bruder in die königlich-bayerische Armee einreihen, wurde dem Regiment Dittfurt zugeteilt und mit zwei Bataillonen dieser Einheit nach Bozen versetzt, wo sein Bataillon im sogenannten 'Spinnhaus' in Garnison lag.



Josef Alois Rüscher 'Tones Wise', Bataillonsmetzger im Napoleon-Feldzug Russland 1812, geb. am 5. Juli 1787, gest. am 2. Februar 1876 in Bizau.

Beim Aufstand Tirols gegen Bayern mussten auch diese zwei Bataillone unter Oberstleutnant Wrede nach Vereinigung mit einer französischen Heeresabteilung unter General Bisson, den Rückzug antreten. Diese Truppenabteilung, 2.500 Mann stark, traf nach mühsamen Märschen und Kämpfen über den Berg Isel kommend, am 13. April morgens im Dorfe Wilten ein. Sie wurden aber nach kurzem Kampf und Verlust von 200 Mann von Landsturmmännern aus dem Ober- und Unterinntal gefangen genommen, nachdem Tags zuvor am 12. April die bayerischen Truppen in und um Innsbruck besiegt worden waren. Bei der Gefangennahme in Wilten war Rüscher nahe daran, sein Leben zu verlieren. Zwei Landsturmmänner stürzten mit aufgefanzten Bajonetten auf ihn los, und nur Bitten um Pardon, mit Hinweis auf seine Geldbörse, die etwa 10 Gulden enthalten mochte, rettete sein Leben und ebnete den Rückweg zu seinem Truppenteil.

1812 macht Rüscher den Winterfeldzug nach Russland bis Moskau als Bataillonsmetzger mit. Der unglückliche Rückzug der französischen Armee, besonders die traurige Katastrophe an der Beresina durch das Zusammenbrechen der über diesen Fluss geschlagenen Brücke, welche die bayerische Armee am Tage zuvor noch glücklich übersetzt hatte, ist Wise nie aus dem Sinn gekommen.

'Mit Mann und Ross und Wagen,  
hat sie Gott geschlagen,  
Trommler ohne Trommelstock,  
Kürassier im Weiberrock'.

Diese Schreckensverse haben sich unauslöschlich in die Herzen der zurückgebliebenen Soldaten eingepägt. Im entsetzlichen Durcheinander, bei klirrender Kälte und heulenden Schneestürmen flüchteten die geschlagenen Franzosen und Bayern westwärts. Ein Grossteil hat die Heimat nicht mehr erreicht

Nach dem Rückzug aus Russland nahm Rüscher auch noch an der Erstürmung von Thorn teil. Schwer erkrankt luden ihn die Totengräber als Bewusstlosen auf den Wagen zu den Toten. Ein befreundeter Feldwebel sah in zufällig beim Vorbeigehen im Toten wagen. Als dieser von seinem Kriegskameraden 'Adjieu auf Nimmerwiedersehen!' nehmen wollte, bemerkte er bei Rüscher noch Lebenszeichen, veranlasste die sofortige

He runternah me, worauf Rüscherim Spital wieder genesen ist. Das Sonderbare und ergreifende bei der Sache ist der Umstand, dass seine Mutter in Bizau in derselben Nacht einen Traum hatte, Alois sei im Krieg gestorben.

Unter Schluchzen sagte sie am Morgen beim Frühstück ihrem Manne und ihren Kindern 'heute Nacht ist Wise gestorben'. Nach den später eingelangten Briefen hat nicht nur der Tag und die Stunde, sogar auch die Minute zwischen Vorfall und Traum gestimmt. Wir können wohl von geheimnisvollen Ahnungen sprechen.

Rüscher nahm noch an den Schlachten von Rossbach und Hanau teil, ohne verwundet oder durch die vielen Strapazen krank geworden zu sein.

1813 marschierte er mit der bayerischen Armee nach Frankreich und kam bis Versailles. Nach dem Friedensschluss zu Wien 1814 erhielt er von Bayern den Abschied und kehrte in seinen Geburtsort Bizau zurück. Dort heiratete er 1834 und betrieb bis inshoheAlterdas Metzgerhandwerk, hatte auch manche Kenntnisse von den Krankheiten des Viehs und der Haustiere und liess sich als Bauertierarzt verwenden. Rüscher hinterliess nach seinem Tode zwei Söhne, den Metzgermeister Kaspar Anton Rüscher und den k.k. Inspektor Benedikt Rüscher in Wien. 1876 wurde der tapfere Krieger unter grosser Anteilnahme mit Veteranenehren ins Grab gesenkt.

**DER FRIEDEN**

## DER ÜBERGANG ZUM KALTEN KRIEG

### A

Am 7. Mai 1945 ist er ausgebrochen, vorerst noch ohne Wohlstand, der 'ewige Friede'. Hitler, der Aggressor war tot. Stalin der 'friedliche' Sieger war vorerst zufrieden. Er kassierte Unsummen von Reparationsleistungen, demontierte den Grossteil der deutschen Industrieanlagen und nahm Ost-Deutschland und ganz Osteuropa, was er, und noch mehr, vor dem Krieg auch schon wollte, unter seinen Einfluss. 'Nie wieder Krieg', war jetzt, wie 1918 die Parole. Natürlich 'ohne' jede Rüstung von keiner alliierten Seite.

Doch bald darauf traute eine Siegermacht der andern nicht mehr. Die Kommunisten wurden wieder in die Gruppe der bösen Angreifer eingereiht und die Amerikaner hatten allen Grund zu rüsten, um sich weiterhin schützen zu können. Es formierte sich der kalte Krieg in eiskalten Herzen. Mörderisch war allein schon der Gedanke, die Atomrüstung zu verwirklichen. Bald war die Sache so perfektioniert, dass beim sogenannten Knopfdruck uns allen der 100-fache Tod sicher gewesen wäre. Nur der Umstand, dass auch die 'Friedensliebenden' Knopfdrücker samt Regierungsanhang mit in die Luft geflogen wären, hat uns vor dem Untergang gerettet... Übrigens heute, 45 Jahre später, nach dem Zusammenbruch des Kommunismus und der angeschlossenen Atomabrüstung (vielleicht nur wegen Geldmangel) würde es uns im Ernstfall besser gehen. Nach 2/3 Abrüstung gäbe es nur noch den 30-fachen Tod.

Nach dieser stillen Betrachtung wieder zurück zum Frieden, der uns, dank vorerst nur konventioneller Kriege, überall in der Welt und auch rund um uns, 'Gott sei es herzlichst gedankt', erhalten geblieben ist.

So ging ich wieder auf Wanderschaft, diesmal aber nicht so weit wie in vergangenen Kriegsjahren, dafür zum endgültigen Standort von Bezaun nach Bizau. Vorbei am altehrwürdigen Rütthinger Kiochle.



# S'RÜTHINGAR KIOCHLE

Uf om Rütthe Stuo,  
staut gonz alluo,  
viel längor as ma denko ma,  
das Kiochle am Woldrand da.

Vo alla Sito ka ma's seoh  
und Fröüda a deom Schöono heo,  
arhabo und doch nüd stolz,  
us festom Stuo und starkom Holz.

Die olto Wäldar allsammo,  
sand scho i das Kiochle gango,  
vo viele G'muonda her,  
uf Weogo, wit und schwer.

Ma hat touft, beotot, zfriedo und bang.  
Die Jungo zimmo gio, für's Leobo lang,  
traurig wieder ufe treyt  
und is Grab din gleyt.

Viel Jauhrhundort sand vorbie,  
für's Kirchle blibt als glie.  
As gröobt an jedo fründle und still,  
ob ar vorbie odor ihe will.

Kiochle am Rütthe Stuo,  
moass ou i zur ewigo Ruho,  
lab 's Glöggle hei klinglo düt um,  
winn i 's letzmaul zuo dor kum.



# z' Büzo

Worte: Werner Bischof  
Weise und Satz: Dr. Julius Berchtel



1. z' Bü-zo dau huckt ma no lustig bim Gsang, eco-sot und lachot an Au — bod
2. Sun-nig ist's Döaf-le und schaffig seand's all, ol-ne viel Grobstuo und lu-to Kra-
3. Do Mo-jo, do Sum-mot, zot Herb-sto-zitt, winn ma das Vähle is Feld us-se
4. Ka-nis-fluh ist grad für d'Büzouar gmacht, winn si sa brod no deam Döafle zu-
5. z' Bü-zo dau ist jau no gar nünz vorhit, han-got am Ol-to gaut doch mit dor-
6. Kunnt ma uf deaz Welt ou witt u-sa-nand, tuond me zum Frie-hof, wau d'Büzouar



lang; kou-nar waufrau-got, was deu-sat wohl si: drum ist as z' Bü-zo  
wail; nüd sa po-li-tisch und wich-tig dor-bie:  
teibt, höt mas hell klin-go und schello dor-bie:  
lacht; sib-tig seand d'Schröfo feisch grün ou dor-bie:  
Zitt. Tuot mit-a-nand und ist z'frie-do dor-bie:  
seand; lond me dor-zuo halt und schlaw-fo dor-bie: e-wig lang z' Bü-zo



1.5. halt gät sa frie, drum ist as z' Bü-zo halt gät sa frie (gär sa frie)

6. fried-le und frie, e-wig lang z' Bü-zo friedle und frie.



Ho-la-di-ci-o, ho-la-di-ri-a-di-häl-di-o, ho-la-di-ci-o, ho-la-di-ri-a-di-o.

C, G, D, H = Funktionsbaß



Holadio

490

# UNSER HOCHZEITSTAG DER 6. AUGUST

**D**er 6. August 1945 sollte noch in die Geschichte eingehen. Die

erste Atombombe fiel. Ein Grauen zog durch die Welt. Das Inferno von Hiroshima, wird es Mahnung genug sein, um uns alle vor der Vernichtung zu bewahren? In Nürnberg rollte das Drama des Kriegsverbrecherprozesses ab. Hunderttausende von Kriegsgefangenen hungerten in der Fremde. Millionen waren heimatlos.

Dieser 6. August war unser Hochzeitstag.

Die letzten Schüsse des Krieges waren verhallt. Überall gab es Besatzung, Verbote, grosse Befehle, schmale Rationen. Marokkanerkompanien zogen immer noch in voller Kriegsausrüstung jaulend über die Hilkat von Bezau kommend Richtung Schönenbach. Der fremde monotone Lärm, das Geklapper der Karren widerhallte schaurig von der Kanisfluh. Es passte so gar nicht in den friedlichen Sommer.

Um von Bizau nach Bregenz zu kommen, brauchte es einen Passierschein. Sonst gab es grosse Schwierigkeiten mit den Militärstreifen. Ohne ihn hätte es leicht geschehen können, statt zur Trauungsstätte ins Gefängnis zu geraten. Auto und Benzin waren Vorrechte der Besatzer.

Doch ein Loblied auf das Wälderbähnle. Wie es in dunkelsten Kriegstagen pfauchend seine Pflicht erfüllte, so war es auch jetzt wieder zur Stelle. Unbeirrt, wenn auch noch schnaufender und dampfender als in besseren Tagen, zog es alles mit sich, was auswärts wollte, und somit auch unsere Hochzeitsgesellschaft. In der Landeshauptstadt angekommen, sah man sich beinahe in eine französische Garnisonsstadt versetzt. Blau-weiss-rot wehte es überall. Die Fahnen der Heimat waren zwar wieder da, doch sie flatterten noch zaghaft im Hintergrund. Die neue Landesregierung begann ihre schwere Arbeit, vorerst noch 'unterstützt' von den Befreiern. Jene, welche noch vor Monaten ihres Amtes walteten, waren den Schutträumern zugeteilt. Solchen gab es leider

genug. Die 'Ehemaligen' hatten nichts mehr zu melden, die 'Neu'regierenden' vorerst nur das, was ihnen vorgeschrieben wurde. Die wahre Demokratie war noch so fern. Am Bahnhof in Bregenz standen Züge vollgepfropft mit deutschen Rückwanderern. Sie hatten es noch schwerer wie wir. Eine besetzte, zerbombte, verarmte Heimat wartete auf sie. Sogar das ehemals so friedliche Kloster Mehrerau, in dem die Trauung stattfand, glich einer französischen Kaserne. Die so lange rechtlos vertriebenen Patres fühlten sich unter den vielen Besatzern noch nicht zu Hause. Nach der Trauung sassen wir im Gärtle vom Gasthof Lamm. Keine Bedienung fragte nach unseren Wünschen. Doch der fürsorgliche Vater kramte in seinem Pappköfferchen herum und stellte der Reihe nach ein schön durchzogenes Stück Speck, Brot, eine Flasche Wein und die Gläser dazu auf den wackligen Tisch. Es schmeckte wunderbar.

Nach dem Frühaufstehen, der Pferdekutschenfahrt von Bizau nach Bezaun, der stundenlangen Reise mit dem Bähnle, dem Fussmarsch in die Mehrerau und noch ein bisschen zu wenig im Magen drin von gestern her, hatte man einen gesunden Appetit, der allen Hochzeitstafeln der heutigen Tage zu wünschen wäre.

Am 6. August 1945 war man froh darüber, etwas in den Mund zu bekommen, allem entronnen und wieder gesund daheim zu sein.

Für uns Neuvermählte begannen in 'Boto', Vaterhaus meiner Frau Mariele, die schönsten Jahre des Lebens. Unter friedlicher Beihilfe eines einquartierten französischen Besatzungssoldaten wählten wir den Namen Christi für unser erstgeborenes Mädchen, am Weihnachtstag des Jahres 1945.

Während im grössten Teil Europa noch alles fror, hatten wir eine warme Stube. Meine erste Aufgabe in unserem jungen Eheleben war es, in's Holz zu gehen und den Herbst über das nötige Brennholz zuzubereiten. Die Völker der Sieger und Besiegten, besonders in den grossen Städten, hatten in diesem ersten Nachkriegswinter noch grossen Hunger. Doch um uns herum gab es damals noch viele Bauern und dadurch die Möglichkeit ab und zu etwas zwischen die Zähne zu bekommen. Diese mussten (es gab weiterhin Lebensmittelmarken) jedoch den grösseren Teil der Erträge abgeben. An den Rest, den sie beiseiteschaffen konnten, war es schwer heranzukommen.



fcsXLj	r
VA	t
i vt*)	t
bivl	.
< L	.
w.. \ V	t'
i 1 1	L
SVV*'	L

Dahoam'. Die Blumen vom 'Mariele'.

Zum Glück hatten wir einen guten Nachbarn, der ein gutes Herz im Leibe hatte. Jeden Abend brachte er uns ein 'Köntle' frische Milch. Nie werden wir diesen grossgewachsenen 'Sir', gelernter Schneidermeister und späterer Kleinbauer 'Mario Buobo Mathis', vergessen. Das Schöne dieser ersten Nachkriegszeit war wohl, daß jedermann gleich viel hatte und gleich wenig verdienen konnte. An den Aufbau einer Existenz war vorerst nicht zu denken. Das ganze Bemühen war die natürliche Bestrebung, eine warme Stube und wenigstens etwas tägliches Brot auf dem Tisch zu haben.

Nur ein paar Krautköpfe, nicht mehr hatte es gebraucht, um eine Riesenfreude zu haben. Zum Einmachen von Sauerkraut, Salz war noch zu bekommen, aber Kabis war weit und breit keiner in Sicht. An einem schönen Herbsttag kam mir eine Idee. Ich setzte mich aufs Rad, strampelte nach Bezau und fuhr mit dem Bähnle nach Bregenz. Dieses setzte sich freundlicherweise, allerdings noch langsamer, wie zu Friedenszeiten, wieder in Bewegung. Dort angekommen holte ich mein Fahrrad aus dem Gepäckswagen und fuhr Richtung Mehrerau. Wegen dem Kraut und dem gütigen Pater Verwalter, auf den ich alle Hoffnungen setzte.

Was sah ich da auf dem sonst so friedlichen Klosterhof? Blutige Köpfe, die sie sich gegenseitig zufügten; Deutsche Zwangsrückwanderer vor dem Abschub ins 'Altreich'. So ging es damals zu. Sie fristeten ihr (Über)leben mit Krautköpfen, von denen ein Anhänger voll in christlicher Nächstenliebe abgegeben wurde. Da ich vom Krieg einigermaßen unbeschädigt heimgekommen bin und dies auch bleiben wollte, zog ich es vor, mich in diese harten Auseinandersetzungen nicht einzumischen. Was war das für eine Zeit? Wie freute es mich, als mir Pater Verwalter aus einem anderen Lager meinen riesigen Rupfensack mit Krautköpfen füllte. Um ihn weiterhin freundlich zu stimmen vernahm ich, gerne schallend lachend, zum Abschied noch seinen Witz, daß in einem Sack, voll gefüllt mit 'Wäldern', der 'Unterste' und 'Oberste' gleich 'verdrückt' sind. Er mag recht gehabt haben der Pater Elias, ein gebürtiger Lichtensteiner mit gutem Herzen und goldigem Humor. Aber für mich zählten heute die Krautköpfe und ich versuchte, diese nicht 'verdrückt' nach Hause zu bringen.



Von Bizau aus zog es mich später, immer wieder, 35 Jahre lang, in die grosse weite Welt der Skifabriken.



# TÄGLICHES NACHKRIEGSBROT

**N**un hatten wir Sauerkraut. Es stand ganz vorne auf der Speisekarte. So jeden zweiten Tag. Es sorgte für die Verdauung. Jedoch fast zuviel. Der Speck fehlte darin.

Wieder war ich gefordert. Im Nachbarstall von 'Äblarbuobo', beide zeitlebens ohne Frau geblieben, sah ich das Glück zufällig beim Vorbeigehen. Riesengross und nudelfett. Ein 'schwarzes' Schaf, auf keiner Abgabeliste stehend, wie ich später erfuhr. Es war eine Sie.

Trocken schluckend malte ich mir aus, was dazumEssendran war. Doch Josef, der jüngere von den Junggesellen, der das Hausregiment führte, war auf den ersten Anhieb unnahbar. Er lachte zwar, wie sonst immer, gerne und lang anhaltend, wenn man ihm etwas Lustiges erzählte. Aber sonst sah es so aus, dass er lieber sein Schaf im Stall, als auf der Schlachtbank haben wollte.

Geduld bringt Rosen. Mit der Zeit gab es doch Ansätze eines Verkaufsgespräches. Wie das so ging, er hatte den Speck zur Gerstensuppe, jedoch keine Gerste. Ich machte grosse Augen, als er eine bedeutende Menge davon und dazu eine stattliche Anzahl Schillinge für das Schaf haben wollte, an welches ich schon näher herantreten durfte. Dieses blockte betroffen bei der beachtlichen Forderung seines Stallherrn und Besitzers.

Was nun? Aus einem Posten von Gehängen für 'Volksgasmasken', welche die Endausfertigung nicht mehr erlebten, liess ich Sockenhalter und Hosenträger nähen. Leider konnte ich nureinen Teil von diesen verkaufen. Die Leute wurden (viel zu früh) wieder anspruchsvoll.

Im ganzen Haus duftete es nun nach Schafgeselchtem und Sauerkraut. Dieses Gericht gab es immer und immer wieder. Dazwischen eingeweckten Braten und Ragout – auch vom Schaf.

Alles so herrlich fett. Gott hat es gut mit uns gemeint. Heute sagt man zu einem solchen Segen: 'Fettreich bis zum Überdruß'. Jede verwöhnte Wohlstands-Miezekatze unserer Tage würde einen grossen Bogen drumherum machen.

Es gab aber auch Nachkriegsbraten nach beiden Weltkriegen, für damals noch 'einheimische' Jagdpächter und in ganz besonderen Notzeiten für 'Jäger in freier Wildbahn.'



Einkehr nach der Jagd in den Zwanzigerjahren im Gasthof Adler in Mellau.